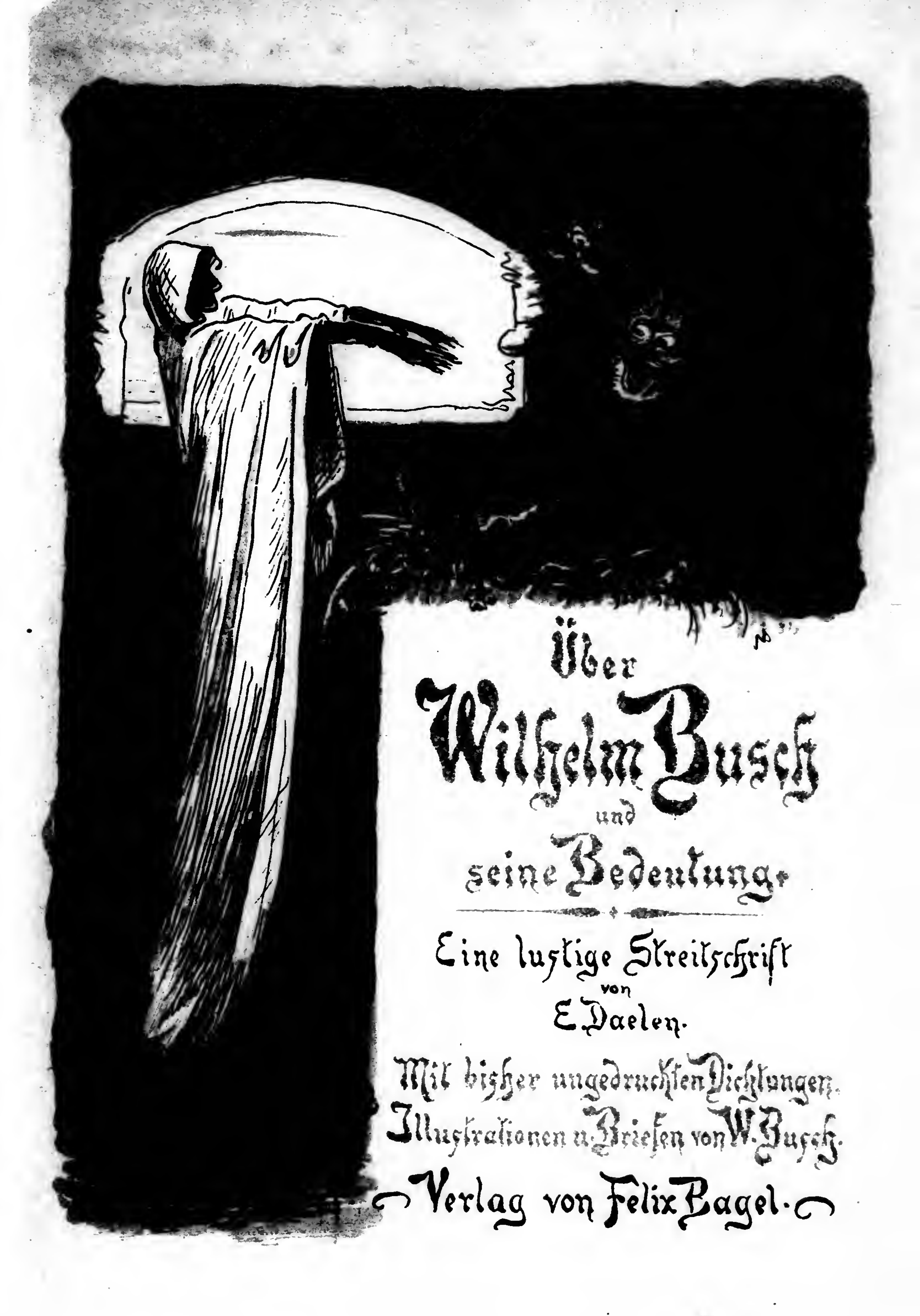

Über
Wilhelm Busch
und
seine Bedeutung.
Eine lustige Streitschrift
von
E. Daelen.
Mit bisher ungedruckten Dichtungen,
Illustrationen u. Briefen von W. Busch.
Verlag von Felix Bagel.



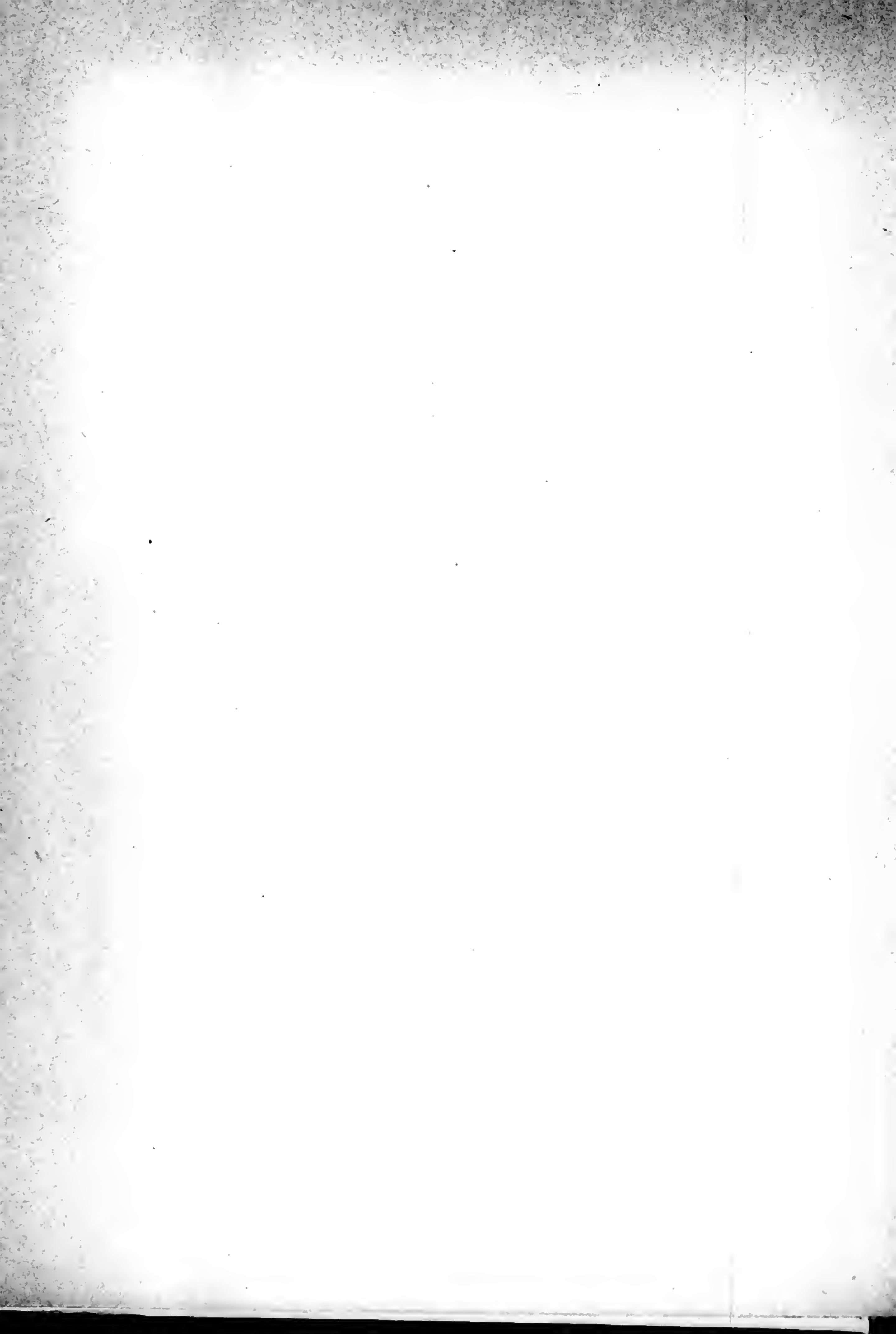
Ueber

Wilhelm Busch

und

seine Bedeutung.





Dem Herrn

Professor Fritz Aug. von Kaulbach

hochachtungsvoll

gewidmet.



Wer flüchtig Deiner Züge Ernst erblickte,
Mag Dich für schwermuthvoll, für düster halten, —
Nie, wer sie sah, die heitern Lichtgestalten,
Mit denen Deine Kunst die Welt entzückte.

Gar manches Blatt, das Deine Zeichnung schmückte,
Zeigt des Humors toll übersprudelnd Walten; —
Da mußt' sich froh der Freundschaft Band entfalten,
Als Wilhelm Busch die bied're Hand Dir drückte.

Du hast erkannt ihn ganz, den Congenialen,
Hast den Getreuen herzlich liebgewonnen. —

Und weil dies Werkchen aller Augen Strahlen
Gern möchte leiten zu dem klaren Bronnen

Denselben Weg, den so Dein Blick bezeichnet,
Drum, mit Verlaub, sei Dir es zugeeignet.





Ueber

Wilhelm Busch

und

seine Bedeutung.

Eine lustige Streitschrift

von

Eduard Daelen.

Mit bisher ungedruckten Dichtungen, Illustrationen und Briefen von Wilh. Busch.



Düsseldorf

Verlag von Felix Bagel.

1886.


Alle Rechte vorbehalten!
E. Daelen

Motto:

Wenn ich solch ein giftig Wort hör',
Flammt das Herz und zuckt die Faust mir:
Kampf, kein ander Mittel weiß ich,
Kampf! und mag die Welt darüber
Krachend auch in Trümmer geh'n.

Der Trompeter von Säkkingen.



Erstes Kapitel.

Höchst erfreulich und belehrend
Ist es doch für Jedermann,
Wenn er allerlei Geschichten
Lesen oder hören kann.
Pater Silucius.

Wer kennt nicht Wilhelm Busch?

Na versteht sich, Jedermann kennt ihn, d. h. wenigstens seinen Namen. Ja, weiß Gott! ich halte es für keine zu kühne Behauptung, daß er schon seit geraumer Zeit wenn nicht der populärste, so doch sicher einer der populärsten Männer Deutschlands, ja der ganzen civilisirten Welt ist.

„Voici certainement le roi de la charge et de la bouffonnerie“, sagt von ihm der Franzose Grand=Carteret in seinem Werke Les moeurs et la caricature en Allemagne, etc.

Wahrlich, ein Fürst, ein König, ein unumschränkter Herrscher in dem Weltreiche des Humors ist Wilhelm Busch.

Und doch — trotz dieser seiner unbestrittenen Berühmtheit und Beliebtheit — läßt sich leider nicht leugnen, daß die klare Erkenntniß seiner vollen Bedeutung noch als eine sehr wenig verbreitete betrachtet werden muß. Allerdings seine Werke oder doch einen Theil derselben hat Jeder gelesen und beschaut und sich kostbar dabei amüsirt; aber wer hat mal etwas über ihn gelesen? — die Wenigsten. — Und ebensowenig wird im allgemeinen über seinen Werth nachgedacht. Ueber Größen dritten und vierten Ranges werden in unserer biographiensüchtigen Zeit ganze Bände geschrieben und — gelesen, factisch von vorne bis hinten gelesen! Und

über Wilhelm Busch, diesen Riesen? — wo ist etwas einigermaßen seiner Bedeutung Entsprechendes über ihn zu finden? — Selbst nicht einmal die Lexikographie scheint seinen Namen der Aufnahme würdig zu erachten. Das mir vorliegende F. A. Brockhaus'sche Conversationslexicon von 1876, also einer Zeit, wo die bedeutendsten Werke von Busch längst erschienen waren, bringt kein Wort über ihn; ebensowenig das biographische Künstler-Lexicon von H. A. Müller. (Die bekanntesten Zeitgenossen auf dem Gesammtgebiet der bildenden Künste aller Länder mit Angabe ihrer Werke, 1882.) Dagegen sind hier Oberländer und erst recht ein ganzes Schock kleinerer Geister mit breitester Ausführlichkeit behandelt. A. Taubert (Allgemeines Künstlerlexicon 1882) widmet Busch gnädigst zwei ganze Zeilen. Und so ließe sich noch eine ganze Reihe von Belegen für die unverantwortlichste Nachlässigkeit in diesem Punkte beibringen. So bemerkt auch Grand-Carteret über Busch: „qui, en dehors de l'Allemagne, n'est pas connu, comme il devrait l'être.“ Das „en dehors de l'Allemagne“ hätte er dabei ruhig weglassen können.

Man könnte sich am Ende mit der Erwägung trösten, daß Wilhelm Busch allerdings eindringlich genug für sich selber redet, und man sollte meinen, auch verständlich genug, aber so lange man das Zeugniß, daß er in seiner ganzen Bedeutung erkannt und gewürdigt wird, nicht „schwarz auf weiß“ besitzt, ist der Zweifel ein vollberechtigter. Denn in der mündlichen Beurtheilung bin ich diesem Verständniß bisher ebensowenig begegnet.

„Man amüsirt sich“ — „amüsirt sich auch königlich“, aber damit glaubt man meistentheils den Eindruck dieser „Schnurren“ genügend charakterisirt und gewürdigt zu haben. Und doch ist derselbe ein bei weitem tiefgehenderer, ja er ist geradezu ein ganz enormer. Es giebt nur sehr wenige Künstler in der ganzen Weltgeschichte, die sich eines ähnlich bedeutenden Einflusses ihrer Werke auf die Geistesrichtung der Menschheit rühmen könnten. Es ist durchaus nicht zuviel gesagt, daß sich Wilhelm Busch den ersten Geistern aller Zeiten würdig anreiht.

Doch das wird erst lange nach seinem Tode allgemeiner erkannt werden. Heute wird man über eine solche Behauptung noch dünkelhaft die Achseln zucken: „Wilhelm Busch? — Neben Dante, Michel Angelo, Shakespeare, Goethe? — Es ist zum Lachen!“ — Nun ja, wenn ihr nur das rechte Lachen kenntet! Aber nur zu, lacht nur! Warum denn nicht? Warum denn immer so furchtbar ernst? Das ist ja gar nicht die Absicht und der Zweck ebensowenig der Kunst wie des Lebens und am wenigsten dieser Zeilen.

Ja, das Lachen ist auch eine Kunst, wenigstens ebenso verschiedenartig wie irgend welche Kunst, und das Lachen, zu welchem der Zauberer Wilhelm Busch uns zu reizen versteht, ist das lieblichste und verlockendste in dieser urheiteren Kunst. Der beste Beweis dafür ist seine Popularität, die beispiellose Verbreitung seiner Werke. Die Welt will lachen, „sich amüsiren“. Ja die Meisten suchen nichts anderes wie Erheiterung, und da ist Wilhelm Busch ihr Mann. Er bringt ja nichts wie Sachen, die „zum Lachen“. Das meint man wenigstens, und doch verhält sich die Sache so ganz anders. Es klingt allerdings wunderbar, aber es giebt factisch Leute, ja sogar sehr viele Leute, bei denen seine Werke gerade die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen, bei denen sie statt einer zwerchfellerschütternden Heiterkeit einen schäumenden Wuthausbruch veranlassen. Und wäre dies nicht so, dann allerdings wäre Busch nur der lustige Spaßmacher, für den er vielfach gehalten wird, dann aber auch hätte er keine Spur von der Bedeutung, die ihm jetzt zugemessen werden muß; an lustigen Spaßmachern ist kein Mangel.

Wilhelm Busch ist unstreitig der größte Meister des Humors, aber nicht weniger auch der der Satire. Und hier eben liegt der Hase im Pfeffer! — Wie jenes der Grund zu seiner Beliebtheit als Erzeuger der Lustigkeit, so ist dieses der Grund zu den zähnefletschenden Grimassen der Wuth und somit auch der Grund seines großartigen Erfolges; denn sorgen auch gute Freunde nach besten Kräften für den Ruhm des verehrten Meisters, die Feinde verstehen das doch besser. Sie wissen energischer Feuer dahinter zu setzen. Der Fanatismus des Hasses hat immer und überall dem der Liebe den Rang abgelaufen. Hätten wir durch die vielbesungene und gepriesene Bruderliebe doch niemals ein einiges Deutsches Reich zustande gebracht, wäre uns nicht zu rechter Zeit der gut geschürte Franzosenhaß zu Hülfe gekommen. Beim Ueberdenhaufenwerfen findet sich Alles leicht zusammen — das steckt von Kindesbeinen an drin, — aber beim Aufbauen stellt sich immer wieder gleich die babylonische Sprachverwirrung ein. —

So wirken denn die Gegner der Satire am besten für die Satire, wie es sich auch nicht anders gehört, und beweisen damit eben am klarsten die Energie der Wirkung derselben. Zu dieser Behauptung einen drastischen Beleg aus der Praxis liefert folgendes vor etlichen Jahren passirte ergötzliche Histörchen.

Am Sonntag Morgen im Hochamt predigte der Pastor Nigger zu H . . . . über die Verführungskünste des Satans. Ein saftiges Thema! ein ergiebiges Thema! — und der Herr Pastor spielte es vorzüglich in allen Tonarten. Natürlich brachte ihn das Kapitel in erster Linie auf das

gefährlichste Mittelchen des hinterlistigen Erbfeindes, auf — die schlechten Bücher zu sprechen. Hei! da gab es eine Auslese von niederschmetternden Kraftausdrücken, ein ganzes Register von polternden, donnernden, zermalmenden Zornentladungen, von unbarmherzigen Todesurtheilen und Verbrennungen, daß es nur so rasselte! — Die Bauern sperrten Nase und Maul auf; ja selbst die am tiefsten Eingenickten wurden aus ihrer stillen Andacht aufgerüttelt, als dieses apokalyptische Gewitter daherbrauste. Der Donnerer im Gewölk — d. h. auf der Kanzel aber redete sich immer mehr in Eifer.

Schon Goethe sei ein arger Ketzer gewesen; wenn er auch seinen „Faust" habe ins Himmelreich kommen lassen, der Teufel Mephisto sei doch seine Lieblings-, seine beste Figur. Darin habe er am meisten, am wahrsten seine eigenen Ansichten ausgesprochen und darum nenne man ihn auch den „großen Heiden". Nun, er müsse dafür jetzt auch leiden. Von den neueren Schriftstellern werde seine heidenmäßige Sündhaftigkeit aber noch bei weitem übertroffen, wie denn überhaupt unsere Zeit ja leider die gottloseste sei, die jemals dagewesen, selbst Sodom und Gomorrha und auch Babylon nicht ausgenommen. Heute gehe die Pietätlosigkeit, die Frivolität, welche gar kein Gesetz, keine Schranke, gar nichts Heiliges mehr anerkenne, bis zur frechsten Gotteslästerung, die nur ein menschliches Gehirn in traurigster Verkommenheit ausbrüten könne. Ein entsetzliches Grauen müsse die Seele ergreifen, wenn man in diesen bodenlosen Abgrund leichtsinniger Verirrung und versumpfter Gemeinheit hinab blicke und schaudernd müsse man sich von diesem stinkenden, giftigen Pestpfuhl der Hölle abwenden.

Als die schlimmsten der neuesten Erscheinungen auf diesem Gebiete bezeichnete er den „Lahrer hinkenden Boten" und — diesen noch überbietend — den „Pater Filucius" (das letzte Wort blieb ihm vor Wuth halb in der Kehle stecken) von Wilhelm Busch. Wer solch ein niederträchtiges Schandbuch kaufe und gar lese, der laufe dem Teufel direct in seine fein gewebten Netze. Ein Jeder kenne wohl das Sprichwort: „Wer sich in Gefahr begiebt, der kommt darin um." Darum solle man dieser Gefahr aus dem Wege gehen, und zwar möglichst weit; denn wen der schlaue Höllenfürst einmal in seinen Schlingen habe, den lasse er so leicht nicht wieder los, ja er ruhe und raste dann nicht eher, bis er die arme Seele am Spieße in den prasselnden Flammen der Höllengluth am Schmoren habe.

Wehehe denen, die dazu rathen;
Sie müssen all' in der Hölle braten!!

Mit den grellsten Farben wurden nun die gräßlichsten Qualen der ewigen Verdammniß geschildert, so daß die Kirchenwände dröhnten und stöhnten, und die fromme Menge unter dem lebhaften Eindruck dieser entsetzlichen Bilder zitterte und bebte, als sei der jüngste Tag, der Tag des furchtbaren Gerichts bereits erschienen.

Zermalmet sie! Zermalmet sie!
Nicht eher wird es anders allhie! —

Mit den eindringendsten Worten warnte also der geistliche Mahner nochmals vor so gefährlichen Machwerken, den Fallstricken des Antichrists. —

Der Kirche gerade gegenüber wohnte der einzige Buchhändler des Städtchens, welcher in seinem Schaufenster just die neuesten Erscheinungen der Literatur und, dem Tagesgeschmack entsprechend, vor Allem die Erzeugnisse des Humors, also auch den Lahrer hinkenden Boten und die Werke von Wilhelm Busch zu verlockendem Anschauen ausliegen hatte. Ob dieser Umstand zu der Philippika des würdigen Predigers eine besondere ursächliche Beziehung hatte, ist bisher nicht ermittelt worden.

Der Buchhändler stand, gemüthlich sein Pfeifchen rauchend, eben an seiner Thür, ohne die geringste Ahnung von dem krachenden Wuthorkane, welcher da drinnen über die harmlosen Früchte seines Ladens losgelassen wurde. Da sah er einen Bekannten mit unheilverkündendem Angesicht aus der Kirche kommen. Derselbe trat stracks auf ihn zu und verkündete ihm in fliegender Hast den Hauptinhalt, die drohende Pointe der eben gehörten Predigt.

„Ich bin deshalb spornstreichs hergerannt, lieber Herr Hai!" beschloß er seinen Bericht, „um Sie recht zeitig zu warnen. Sie kennen unsere Bauern, — wie fanatisch sie sind und jetzt durch den Culturkampf so wie so schon aufs äußerste erregt und aufgehetzt. Wenn sie das ihnen als ein Blendwerk der Hölle geschilderte Buch in Ihrem Schaufenster erblicken, sind sie imstande, Ihnen die Scheiben einzuschmeißen und den ganzen Laden zu demoliren. Es wäre nicht das erste Mal. Also sehen Sie sich vor!" —

„Sie sind wohl toll, Herr Bemmel!" lachte der Buchhändler. — „Nee, da kennen Sie aber Buchholzen schlecht! Ja, die Bude werden sie mir wohl stürmen, aber in ganz anderer Absicht. Passen Sie mal auf! — Uebrigens meinen besten Dank für Ihre freundliche Benachrichtigung. Sie sollen bei dem Geschäft Ihre Procente bekommen!" —

Damit ging er in den Laden, holte aus dem Schranke hervor, was er an Exemplaren der incriminirten Schriften noch übrig hatte, und belegte damit die ganze Breite des Schaufensters.

Bald darauf ging die Kirche aus; wie gewöhnlich drängte sich Alles in buntem Durcheinander vor dem Fenster des Buchladens und betrachtete mit neugierigen Blicken die dort so in Hülle und Fülle ausliegende verbotene Frucht. —

„Dat süht doch gar nit so gefährlik ut!“ meinte Hannes Schulte vom Höchsten.

„Ek möcht doch es wietten, wat do denn für Düvelstüg drin steiht!“ sagte Drickes Gockel mit begehrlichem Augenzwinkern.

„Me bruhkt et jo nit gliek te kaupen; ek kiek et mi es ahn!“ gab Kasper Blafkunke den Ausschlag und trat in den Laden. —

Am Nachmittag begegnete der Buchhändler Hai seinem Freunde Bemmel.

„Na!“ rief er ihn schmunzelnd an. „Ihre Procente werden bedeutend werden. Mein ganzer Vorrath „Hinkender Boten“ und „Busch“ ist bereits abgesetzt. Habe eben telegraphisch eine große Nachbestellung gemacht, die sicher ebenso flott gehen wird. Lange nicht ein so brillantes Geschäft gemacht. Nochmals besten Dank und besonders auch Ihrem lieben Herrn Pastor!“ —

Ja, wo hätte je ein Freund eine so glänzende Reclame fertig gebracht. Deshalb sind auch die schlaueren der Gegner in erster Linie immer für die Manier des „Todtschweigens“, um einen unliebsamen Kampfhahn zu vernichten, und nur, wo dieser bereits so herausfordernd laut gekräht hat, daß die ganze Welt ihn hören mußte, also daß die beliebte Manier nicht mehr verfängt, muß man sich nothgedrungen zu diesen unfreiwilligen Feindschaftsdiensten verstehen.

Wohl am großartigsten hat man die fabelhafte Wirkung dieses Mittels bei dem Auftreten Makarts beobachten können. So etwas von Recensionen, von tugendheuchelnder altjüngferlicher Entrüstung, von geiferndem Entsetzen und gallespeiendem Gekläff, von ausgesucht niederträchtigsten Invectiven und gehässigsten Schimpfereien, von knotigsten Knüppelhauereien und literarischen Abschlachtungsversuchen, wie es sich beim Erscheinen und Rundgang der „Pest von Florenz“ (oder „Die sieben Todsünden“) von allen Seiten brüllender Weise erhob, ist, glaube ich, auch nur annähernd in der Weltgeschichte noch niemals dagewesen.

Ich erinnere mich dabei immer wieder des befriedigten Selbstbewußtseins, mit welchem der sonst so harmlose Friede Eggers (s. Z. Professor der Aesthetik an der Kgl. Kunstakademie in Berlin) mir erzählte: es sei allerdings viel Schlimmes über Makart gesprochen und geschrieben worden, aber von Allem das weitaus Schlimmste, das Gehässigste über die Bilder glaube doch er in einem Artikel in der Spenerschen Zeitung geleistet zu haben;

diese Afterkunst sei ihm mehr zuwider wie Pest und Hölle. Und dabei rieb er sich die Hände mit dem Ausdruck eines Groß-Inquisitors, der eben beim Auto-da-fé mit Wohlbehagen den Brandgeruch seines jüngsten Opfers einzieht.

Ja trotz seiner sonstigen Harmlosigkeit — diese Heldenthat war dem verknöcherten Aesthetiker wohl zuzutrauen; bei einer solchen Arbeit konnte er noch Feuer und Flamme werden. Man brauchte nur seine rasend nervöse Aufregung einmal gesehen zu haben, wenn im gemüthlichen Kreise das Gespräch auf Makart kam und er die Parteinahme seiner eigenen Schüler für die verpönte Richtung wahrnehmen mußte.

Da konnte er in eine wirklich mitleidswürdige Verzweiflung gerathen.

„Und diese Leute lehre ich Aesthetik!" rief er einmal am Schlusse einer längeren Disputation über dieses Thema im Tone des tiefsten Seelenschmerzes aus; ja es klang fühlbar darin der Ton des unheilbaren Schmerzes, daß er die sich gestellte Aufgabe, die ernste Mission seines ganzen Lebens als eine verlorene, als eine verfehlte betrachten müsse; — waren es doch seine Lieblingsjünger, seine Intimi, die ihm diesen unnennbaren Kummer bereiteten.

„Makart" und „Richard Wagner" — wenn er diese beiden Namen nur hörte, dann zischte er schon vor Wuth und Ekel, und ich glaube sicher, daß sie ein paar tüchtige Nägel zu seinem Sarge gewesen sind. Er war der Meinung, wenn Dante nach Wagner gelebt hätte, so würde er unvermeidlich in seiner divina commedia als größte Höllenqual haben bestimmen müssen, mit künstlerisch gebildetem Ohr eine Wagnersche Oper anzuhören verdammt zu sein. Hätte Eggers nun gar noch den Alles überbietenden Erfolg Zolas miterleben müssen, er wäre unbedingt direct und vollständig aus der Haut gefahren.

Die Liebe konnte ihn nicht halten und der verzehrende Haß führte ihn in ein frühes Grab. Er ist dahin gegangen, der gute „Friede", Makart und Richard Wagner auch; — ob er da drüben weiter für sie die Lärmtrommel schlagen wird? — Eigentlich hat er's hier unten gründlich genug besorgt unter Begleitung von so und soviel Tausenden. Und so hat denn Makart eine Berühmtheit erlangt wie selten ein Sterblicher.

Weiß Gott! was die Gegner nicht Alles fertig bringen! Es läßt sich factisch ruhig der Erfahrungssatz unterschreiben: „Wer als Künstler keine Feinde hat, der mag sich nur gleich begraben lassen. Mit seinem Ruhm ist es jedenfalls — Essig."

Einen augenfälligen Beweis für die mächtige Wirkung der gegnerischen Reclame bei W. Busch bilden jedenfalls die Zahlen des Verlegers bei der

Aufstellung der bisher erzielten Auflagen. Da sehen wir die drei Werke, „Der heilige Antonius, Die fromme Helene und Pater Filucius", welchen dieser Vortheil in hervorragendstem Maße zutheil geworden, den anderen, welche sonst gewiß nicht minderwerthig sind, weit voraus. Namentlich „Der heilige Antonius", welcher seit seinem Erscheinen mit ganz besonderem Interesse von der gesammten ultramontanen Presse bedacht worden ist und sogar den bedeutendsten Vorzug genossen hat, einige Male in überwiegend katholischen Städten confiscirt zu werden, hat natürlich auch die größte Anzahl von Auflagen erlebt.

Aber andererseits sind diese Zahlen auch der sprechendste Beweis für die intensive Wirkung eben der Satire.

Es steht dem Glück der Menschheit kein schlimmeres Hinderniß im Wege wie der Fanatismus der Dummheit, der zu den unumgänglich nothwendigen Uebeln noch eine Legion eingebildeter hinzufügt, die weit gefährlicher sind wie die vorhandenen. Zur Bekämpfung dieses Hindernisses ist die wirksamste Waffe die Satire; sie ist eine Sonde, die den kranken Körper verletzt und oft recht schmerzhaft einschneidet, aber dadurch auch den Boden schafft für eine gesundere Entwicklung, für das Gedeihen eines dauernden Glückes.

In diesem Vergleich liegt es auch ausgesprochen, daß die Satire als eine absolut heilbringende nur in der Theorie gelten kann, während die Praxis, die von allen möglichen Umständen abhängig ist, immer Vieles zu wünschen übrig läßt. Manche Operation gelingt eben; oft aber sitzt dem Kranken die Eiterbeule so tief, daß ihm mit keiner Operation, selbst nicht mit der geschicktesten, zu helfen ist. Außerdem aber giebt es tüchtige Operateure, die ein Segen sind für die leidende Menschheit; es giebt aber auch — und zwar leider in der Mehrzahl — miserable Pfuscher, die nichts wie Schaden anrichten und dadurch erlangt dann die Einseitigkeit wenigstens einen Anschein von Berechtigung, wenn sie ohne Ausnahme alle Doctores für Quacksalber und Tagediebe erklärt.

Ja womöglich noch radicaler, noch wegwerfender spielt sich die in den verschiedensten Façons auftretende Spießbürgerlichkeit auf und dem gegenüber ist es eine leitende Absicht dieses Buches, einer allgemein verbreiteten Ansicht in einer möglichst energischen Weise entgegen zu treten und ihre vollständige Haltlosigkeit in das rechte Licht zu setzen. Es ist dies die Ansicht, daß das Komische, das Satirische an sich, die Caricatur, eigentlich der Kunst nicht würdig sei oder, kurz heraus gesagt, gar keine Kunst sei, daß dies Feld „so wenig zur Kunst gehöre wie der Hofnarr zu den hohen Ministern

und Räthen des Reichs." Und wenn man die Satire als ein Mißgewächs der Kunst gelten läßt, so glaubt man ihr noch eine besondere Gnade zu erweisen.

Ernst Eckstein sagt hierzu (in seinem Aufsatz „Aesthetische Heuchelei"):

„Hat uns die Heuchelei des Lobens mit dem unglückseligen Dogma der Classicität beschenkt, so verdanken wir der noch widerlicheren Heuchelei des Tadelns die unglaubliche Mißachtung des Komischen und Humoristischen. Würde es Mode, das Echt-Possenhafte — (das ganz die gleiche künstlerische Berechtigung hat, wie das Fein-Komische, das Ernsthafte und das Tragische) — aristophanisch zu finden, so würden sich in der Schaar der begeisterten Zujauchzer weit mehr Aufrichtige befinden als jetzt in der Schaar der Classicitätsschwärmer; denn gerade das Drastische hat — im Gegensatz zu dem Fein-Komischen — ein großes wirkliches Publikum. So aber herrscht eine abgeschmackte „Verschämtheit", die schwer auf der Hervorbringung lastet; denn das Bewußtsein, von der Majorität seiner Mitbürger für eine Art Clown gehalten zu werden, kann die schöpferischen Talente des Possendichters unmöglich in lebhaftere Action versetzen." —

Dieser Geringschätzung des Humors begegnet man auf Schritt und Tritt, sie ist eben eine altüberlieferte, drum auch tief eingewurzelte und gedankenlose Bornirtheit, die Einer dem Andern nachschwätzt, weil er keinen Witz zum eigenen Denken hat. Der Dumme ist immer zu Extremen geneigt, also das, was über seinen Horizont geht, entweder in den Himmel zu heben und gläubig anzubeten, oder es in den Koth zu ziehen und zu mißachten. Da er nun den Spaßmacher als einen gutmüthigen Gesellen von Alters her kennt, der sich meistens nur mit Lachen seiner Haut wehrt, was Wunder, daß er wenig Lust hat, ihn neben seine weihrauchumwölkten, keine Miene verziehenden Götzenbilder zu stellen, ihn vielmehr mit Vorliebe möglichst tief zu placiren sucht. Wie oft hört man die wegwerfende Bemerkung: „Ach, diese Buschschen Schnurrpfeifereien — die sind ja meinetwegen recht nett — aber Kunst! Die paar Kritzeleien, das ist doch keine Kunst!" —

Und dieses Geschrei gegen die Blüthen des Humors wird zumeist gerade von Künstlern erst recht geschürt, von eingebildeten Pinseln, die da glauben, zu Hohenpriestern der Kunst von Gott begnadet zu sein; sie verstehen es ausgezeichnet, sich mit einem gewissen Nimbus zu umgeben, selbstverständlich also, daß das blöde Volk ihre Aussprüche wie ein Orakel aufnimmt. Man erlebt darin wunderbare Geschichten, und wenn man diesen sonderbaren Heiligen auf die Zehen tritt, dann schreit die ganze Gemeinde wie aus einem Munde Zetermordio über solch ein Sacrileg. Da ist beispielsweise ein bekannter Heiligenmaler, der alle die besten Stellen aus Wilh. Buschs Werken auswendig hersagen kann und mit Vorliebe dies Raphsodenamt ausübt. Also scheint er doch eine bedeutende Verehrung

für diese Sachen zu besitzen — allerdings! — dem sollte aber mal Einer kommen, der im Ernst diese „Scherzchen“ mit seinen, des Herrn „Professors der Kgl. Kunstakademie“, ernsten, gediegenen Werken in irgend welchen Vergleich zu ziehen sich erkühnen wollte. Hei, der würde schön anlaufen! Das muß man wenigstens annehmen, wenn man sieht, wie der Herr Professor vollständig sein eigenes humoristisches Talent verkennt und nicht zu der Einsicht gelangt, daß er damit ohne viel Mühe bei weitem Größeres leisten könnte wie jetzt mit all seinen Heiligen und verquälten Pimpeleien. Sein ganzes jetziges Schaffen ist nichts wie eine traurige Verirrung, und ein ganzes Rudel Holzbauern jubelt unbändig darüber, ihn so auf dem Holzwege zu sehen, und bestärkt ihn dadurch immer mehr in seiner „originellen Richtung“. Auf einem Holzwege läßt sich eben nicht gut in Colonnen marschiren.

Bei richtiger Selbsterkenntniß würde dieses „Original“ ganz gewiß einer unserer bedeutendsten Humoristen sein, während er jetzt nur durch unbewußte und ungewollte Komik amüsirt. Seine Heiligenbilder sollen in höchstem Grade ernst wirken, und nur aus Pietät für diese Absicht halten sich die meisten Beschauer auch krampfhaft ernst. Nur hin und wieder hört man Einen plötzlich laut ausplatzen, aber da Keiner sonst sich zu lachen getraut, faßt er sich auch bald wieder, und um den unhöflichen Ausbruch seiner gesunden Vernunft und Wahrheitsliebe wieder gut zu machen, schreibt er eine sehr anerkennende Kritik über den „tiefen Ernst und die überzeugte Frömmigkeit der idealen Auffassung dieses „„höchst originellen““ Künstlers.“

Kann man sich aber auch etwas Komischeres denken wie diesen ollen urgemüthlichen Bierphilister im geblümten Schlafrock mit gefaltenen Händen bei der Kreuzigung? Oder diese ergötzliche Caricatur auf alle akademischen Gewandpuppen, die da am Boden zum Trocknen ausgespreizt liegt? Oder diese beiden Landsknechte im Hintergrunde, diese mittelalterlichen Rabauen der schlimmsten Sorte? Man hört ordentlich den Vers aus ihrem Munde:

„Was wir geplant auch, was wir thaten,
Von denen wird's Keiner mehr verrathen.“

Und welchen Eindruck diese Werke auf das unbefangene Volk machen, das zu beobachten hatte ich dieser Tage zufällig Gelegenheit. Im Schaufenster einer Kunsthandlung war eine Photographie von dem „Abendmahl“ des naivsten der modernen Künstler ausgestellt. Zur Mittagszeit standen ein paar Arbeiter vor dem Bilde und der eine meinte: „Kiek ens do, wat soll dat dann vörstelle?“ — „Schafskopp! dat kannste doch wol kieke; dat es ne Räuwerbande; do wird jo gedeelt!“ —

Und dieser Irrthum in der Erklärung der Darstellung ist ein durch die Art der letzteren wirklich berechtigter; es wimmelt auf dem Bilde von confiscirten Gesichtern, die der Maler in dem Bestreben, den altdeutschen Meistern in ihrer Naivetät möglichst nahe zu kommen, mit Vorliebe malt. Die Naivetät aber, welche bei den alten Bildern nur zu ihrer Zeit nicht zur Komik reizte, weil man nichts Besseres kannte, weil die Anschauung eben eine so naive war, muß heute immer, gewollt oder ungewollt, zur Caricatur werden. Schon wenn Einer dem Zeitgeiste vorauf eilen will, verfällt er in den meisten Fällen dem Spotte, weil ein solcher Flug bei der Unzulänglichkeit der menschlichen Schwingen auch in der Regel nur zu hirnverbrannten Verirrungen führt. Doch hat er immerhin den Trost für sich: „Lacht ihr nur, meine Idee wird schon noch ihr Publikum finden." Will aber Einer sogar den Zeitgeist um ein paar Jahrhunderte zurückschrauben und sagen: „Seht, das ist das Richtige für uns, was die Kerle damals gemacht haben!" dann verfällt er mit vollem Recht der Lächerlichkeit, denn das Vorangehen ist die Grundbedingung alles Lebensfähigen. Das Rückwärtssteuernde kann wohl augenblickliche Erfolge erzielen, scheinbar sogar recht große, — kann es doch bei der großen Menge der Denkfaulen, die jede mühsame Bewegung perhorresciren, stets auf die sympathischste Unterstützung rechnen; — aber die Weltgeschichte wird immer über diese traurigen Documente menschlicher Beschränktheit zur Tagesordnung übergehen. Dagegen registrirt sie mit großer Gewissenhaftigkeit alles Fortschreiten in der Bildung des menschlichen Geistes und so auch alle Elemente, die auf dieses Fortschreiten fördernd eingewirkt haben, — da ist es denn in hervorragender Weise die Kunst, welche als einer der treibenden Factoren in Betracht gezogen wird. Und wenn für die Höhe der Kunst nun einmal partout ein Maßstab gefunden und gebraucht werden soll, so ist er nicht in dem Unterschied zu suchen, ob Heiliges oder Profanes, ob Ernst oder Scherz, ob Messe oder Operette, ob Historienstil oder Caricatur, ob Tragödie oder Tingeltangel, und wie die Contraste alle heißen mögen — nein, vor Allem ist für den Werth, für die Höhe der Kunst maßgebend, welchen bleibenden Eindruck ihre Leistung auf die Menschheit hervorzubringen imstande ist, welchen sichtlichen Einfluß sie auf den Bildungsgang des Geistes, auf die Förderung aller veredelnden Bestrebungen zu gewinnen vermag. Sehen wir uns mit unbefangenem Auge und mit diesem Maßstabe in der Hand die Kunstgeschichte an, so müssen wir zu einem ganz andern Resultat gelangen, wie das der vorhin bezeichneten allgemein herrschenden Ansicht ist, und zwar zu einem gerade entgegengesetzten, nämlich

dem, daß der Humor, die Satire, die Caricatur nicht untergeordnete verächtliche Felder der Kunstleistungen sind oder wohl am Ende gar nicht mit zu zählen haben, sondern daß sie im Gegentheil einen ganz außerordentlich hervorragenden Antheil an dem Culturfortschritt der Menschheit in Anspruch nehmen, ja sich vollständig ebenbürtig den erhabensten Kunstleistungen ernsten Stiles zur Seite stellen dürfen.

Diesen bildenden Einfluß in der Geschichte bis ins Detail nachzuweisen, dazu ist hier nicht der Ort. Ich will nur beiläufig einige Namen wie Aristophanes, Sebastian Brandt, Boccaccio, Fischart, Holbein, Hans Sachs, Dürer, Cervantes, Hogarth, Kortüm, Jean Paul, Voltaire, Lord Byron, Chodowiecki, Kaulbach, Heine, Börne, Fritz Reuter anführen, um die glänzende Reihe von Koryphäen anzudeuten, die für meine Behauptung ins Feld zu führen wären.

Hier liegt es mir dagegen ob, vor Allem an den Werken des Meisters Wilhelm Busch darzuthun, daß ihnen die erzieherische Kraft innewohnt, einen ganz bedeutenden und günstigen Einfluß auf die Förderung der Culturinteressen auszuüben. Doch zuvor noch eins.

Ich sagte vorhin, daß noch nichts seiner Bedeutung Entsprechendes über Busch veröffentlicht worden sei. Da ich mich nun mit einer Schrift „über Busch" an die Oeffentlichkeit wage, so liegt die Frage wohl Jedem auf der Zunge: ob denn nun gerade ich berufen und befähigt sei, das Buch „Wilhelm Busch" zu schreiben? — Ich wünschte es, doch daß mein Selbstbewußtsein nicht hingereicht hat, diese Frage mit Ja zu beantworten, zeigt schon die abweichende Wahl des Titels für meine Schrift zur Genüge an. Welcher Held könnte auch wohl von sich selber mit voller Beweiskraft eine solche Behauptung aufstellen; — wie es heißt, soll ein Zeitgenosse ja überhaupt kein endgültiges Urtheil über einen großen Künstler abgeben können, das bliebe der Nachwelt vorbehalten.

Nun, das mag man halten, wie man will, ich wollte hier nur constatiren, daß ich *ein* Rüstzeug wenigstens mitbringe und zwar ein sehr wesentliches, wenn nicht das wesentlichste, um jenes Buch zu schreiben — das ist die vollste reinste Begeisterung für meine Aufgabe.

Wer für eine kritische Beurtheilung als Grundbedingung die kühlste Objectivität fordert, der möge hiermit meinetwegen dies Buch beiseite legen; auf diese Eigenschaft erhebe ich keinen Anspruch.

Ich bin nicht der Ansicht, daß die Nähe der Zeit und des Raumes oder die lebhafteste Sympathie den Blick für die Beobachtung des Gegenstandes trübe und daß deshalb das Urtheil über Zeitgenossen und Freunde

so unzulänglich bleibe, ich halte im Gegentheil diese Verhältnisse für besonders günstige Vorbedingungen für die Wahrheit und Klarheit der Darstellung.

Nicht kühl bis ans Herz hinan bin ich demnach an meine Aufgabe herangetreten, nein, glühend wie ein junger Krieger, der ein Palladium hochzuhalten, zu vertheidigen hat, damit es nicht von rohen Händen entwürdigt, nein, von der ganzen Welt als etwas Hehres verehrt werde.

So bekenne ich mich von vornherein als den begeistertsten Verehrer von Wilhelm Busch! Ich bin es, weil ich in der Betrachtung seiner Werke die reinsten, die kostbarsten Genüsse gefunden habe, und es drängt mich, diesem jubelnden Entzücken Ausdruck zu verleihen in der Hoffnung, hierdurch andere bisher minder Glückliche den gleichen Pfad zu diesem Wunderborn zu leiten. Natürlich nur aus purem Egoismus, denn ich denke dabei: getheilte Freude — doppelte Freude. Weil ich den Meister liebe und verehre, darum treibt es mich, sein Bild, wie es mein Herz sich malt, den Menschen zu zeigen, bei denen ich ein gleiches Empfinden voraussetzen darf, damit sie ihn ebenso lieben wie ich.

Auch habe ich nicht vor, mich in solchen Widersprüchen zu ergehen, wie es z. B. Dr. Adolf Kohut in „Das Neue Blatt" thut. (Wilhelm Busch als Humorist. Mit Porträt). Nachdem er nämlich hier ziemlich viel Anerkennendes über „den genialsten Vertreter des deutschen Volkshumors in der Gegenwart" gesagt hat, schließt er seinen Artikel folgendermaßen:

„Wie Wilh. Busch über die wichtigsten Probleme des menschlichen Herzens denkt, dies hat er in einem höchst interessanten und geistvollen Büchlein „Kritik des Herzens" verrathen. Hier offenbart der Dichter-Zeichner seine innersten Gedanken und Gefühle, und manche Stimmungsbilder erinnern an die schönsten Perlen der Heineschen Lyrik.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wilh. Busch befindet sich noch in der Vollkraft seines Lebens, und so ist noch zu hoffen, daß er für die Zukunft noch vielen Tausenden durch seinen goldigen Humor Frohsinn und neue Lebensfreude verschaffen wird. Möchte er, der das Zeug in sich hat, der größte Humorist Deutschlands **zu werden**, vor Zersplitterung sich bewahren und seine geistige Kraft daran setzen, ein großes und bleibendes Werk deutschen Humors zu schaffen! — —

Kann man sich etwas Inconsequenteres denken? Ist das nicht so recht nach der archäologischen Schablone, die nie den Mitlebenden, überhaupt den Modernen für voll gelten läßt. —

„Ja, das ist wohl Alles recht schön, aber doch nur von ephemerem Werth!" So lächeln über die Brille (oder den Kneifer) hinweg die gelehrten Herren mit mitleidigem Achselzucken. „Um ein Anrecht auf bleibenden

Werth zu haben, müßte doch noch etwas Anderes geschaffen werden". — Also seine Arbeiten verdienen mit den schönsten Perlen Heinescher Lyrik verglichen zu werden und sind doch nur Eintagsfliegen, und Alles, was Busch geschaffen hat, berechtigt nur zu der guten Hoffnung, daß er doch noch mal etwas von dauerndem Werthe hervorbringen, daß er sogar noch der größte Humorist Deutschlands „werden" könne!

Nein, wenn er das bis jetzt nicht ist, dann berechtigen seine jüngsten Arbeiten durchaus nicht zu einer besseren Aussicht für die Zukunft, denn nach diesen Werken zu schließen, hat er den Gipfel seiner Schaffenskraft überstiegen und das Geleistete ist deshalb recht wohl als ein abgeschlossenes vollendetes Ganzes zu betrachten. Denn wenn wir auch mit frohem Erwarten jedem noch kommenden Werke entgegensehen und gewiß von ganzem Herzen die freudige Hoffnung hegen, daß wir noch recht oft durch einen „neuen Busch" entzückt werden mögen, so halte ich wenigstens es für eine Unmöglichkeit, daß er sich noch einmal selbst überbieten könne, da ich seine Hauptmeisterwerke überhaupt für unübertrefflich halte. Ein „Antonius von Padua", eine „fromme Helene", ein „Knopp" werden ebensowenig jemals übertroffen werden wie „Romeo und Julia" oder „Faust", und sie werden sich auch als ebenso dauerhaft erweisen wie diese.

Durch jenen Schlußpassus wirft Kohut einfach Alles wieder über den Haufen, was er anfangs Anerkennendes über Busch gesagt hat. Es ist so, als wenn man einem Anfänger nicht allen Muth benehmen will: „O, es ist nicht so übel und kann mit der Zeit schon noch etwas werden!" — (So von oben herab darf allerdings Herr Dr. Adolf Kohut sprechen, der seinerzeit den Verleger von Pierers Lexicon mit Briefen bombardirte, daß er seinen, Kohuts, Lebenslauf unbedingt dem neuen Werke einverleiben müsse, da Er doch „ein sehr berühmter Mann" sei! — Seltsam! der Verleger wollte partout nicht auf den Leim gehen). Ja, jener freundschaftlichen Anerkennung gegenüber kann Busch auch ausrufen: „Der Himmel bewahre mich vor meinen Freunden!" —

Nein, wir brauchen uns keine Sorge darum zu machen, was Busch uns in Zukunft noch bringen wird. Er hat reichlich dafür gesorgt, daß wir wie in einem Weinberge des Ueberflusses haben an reifen, goldenen Früchten, und an ihnen wollen wir uns ungetrübt ergötzen.



Zweites Kapitel.

Und Willi, der von Schmerz befreit,
Lacht laut vor lauter Heiterkeit.
Der Schreihals.

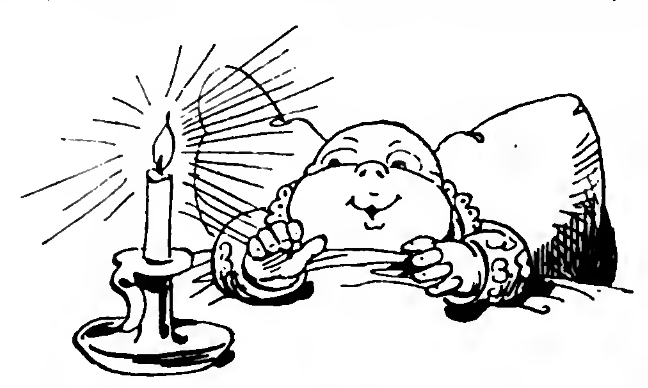
Für die nach interessanten Enthüllungen jagende Welt gäbe es aus Wilhelm Buschs Leben genug zu erzählen, wenn man der leicht geschürzten Dirne, die sich in der Regel als höchst reputirliche Frau Fama und gar als wohlwollende Fee der Familie aufspielt, Gehör schenken wollte. Sie schmückt die Lieblinge des Volkes gern mit einem schillernden Gewebe von allerhand Märchen und Anekdötchen, die zuweilen allerdings ben trovato, aber bei näherem Zusehen um so weniger stichhaltig sind. In Wirklichkeit ist aus dem Lebensgang dessen, der in der Welt so großes Aufsehen erregt hat, eigentlich recht wenig Sensationelles zu berichten.

In einem stillen Eckchen des ehemaligen Königreichs Hannover, dicht an der Grenze von Preußen und Hessen, in dem einsamen Flecken Wiedensahl bei Stadthagen lebte zu Anfang der dreißiger Jahre der Kaufmann Friedrich Busch mit seiner jungen Ehefrau Henriette, der Tochter des dort ansässigen Arztes Dr. Kleine. Ihr Geschäft war das größte und blühendste des Ortes; wie es auf dem Lande üblich ist, war darin so ziemlich alles für bäuerliche Bedürfnisse Nothwendige zu haben.

Am 15. April 1832 wurde ihnen als Erster ein kräftiger, urgesunder Knabe geboren, der, als er das Licht der Welt erblickte, ein so verschmitztes Gesicht aufsetzte, daß sein Elternpaar in ein helles Freudengekicher ausbrach.

„Ein rechter Schelm!“ lachte auch der mit seiner vergnügtesten Miene dreinschauende Mond, und die eben aus langem Winterschlaf zum heiteren Frühling erwachende Erde schmunzelte beifällig: „Na, mit dem werden wir noch manchen Scherz erleben!“ —

In der Taufe erhielt der Kleine den Namen Wilhelm.



Er weidet sich am Lichteffekt,
Man sieht bereits, was in ihm steckt.

Ihm folgten noch sechs Geschwister, vier Brüder und zwei Schwestern. Dies fregele Trüppchen wuchs unter den günstigsten Verhältnissen auf, denn das elterliche Haus bot das Bild eines echt deutschen, glücklichen Familienlebens.

Der Vater war ein Mann von ernstem, strengem Pflichtgefühl, der in der Erfüllung seines Berufs Genüge fand. Rastlos in seinem Geschäfte thätig, sah man ihn höchst selten außerhalb desselben; nur einmal jährlich fuhr er zur Braunschweiger Messe, und etwa zweimal im Jahre besuchte er seinen Schwager, Doktor Kleine, der mittlerweile die Stellung seines Vaters eingenommen hatte. Dann wurde in trautem Familienkreise der Abend vergnügt und harmlos verplaudert.

Natürlicherweise kam bei einem solch regen Eifer das Geschäft in erfreulichen Flor; namentlich am Sonntage, wenn die Landbevölkerung der ganzen Umgebung zur Kirche kam und nachher ihre Einkäufe für den Wochenbedarf besorgte, hatten das Ehepaar Busch sowie zwei Lehrlinge vollauf zu thun, um alle Kunden zu befriedigen. Schon hier wird der aufgeweckte Knabe Wilhelm seine Beobachtungen angestellt haben, die er später in so ergötzlicher Weise zu verwerthen verstanden hat.

Auch die Mutter war ebenso umsichtig und emsig im Geschäft wie ihr Mann, vor allem aber das Muster einer guten Hausfrau und gemüthvollen Erzieherin. In ihrem Wesen anspruchslos, einfach und im höchsten Grade ordnungsliebend, war sie glücklich und zufrieden, ganz ihrer Häus-

lichkeit leben zu können. So wurde sie denn auch von Allen, die ihr nahe standen, wegen ihrer Herzensgüte und stets heiteren Laune aufs innigste verehrt und geliebt.

War von den muthwilligen Buben mal ein böser Streich verübt worden, etwa mit Fenstereinwerfen oder dergleichen, und mußten sie zum Empfang der schwerlich ganz gelinden väterlichen Strafe nach der Reihe antreten, so durfte wohl die Mutter ein gutes Wort zur Begnadigung für die Attentäter einlegen, und solches fiel denn auch nach beiden Seiten auf fruchtbaren Boden.

Die Erziehung der Kinder lag den Eltern in erster Linie am Herzen, und galt es auch in allem anderen, sich der größten Sparsamkeit zu befleißigen, in diesem Punkte wurden keine Kosten gescheut. So haben denn auch drei der Söhne studirt, während zwei sich zum Kaufmannsstande ausbildeten.

Eine Folge dieser liebevollen Sorge der Eltern um eine möglichst gute Erziehung war es ebenfalls, daß Wilhelm und nachher auch seine jüngeren Brüder schon früh nach Ebergötzen in das Haus ihres Oheims Pastor Kleine übersiedelten und von letzterem ihre Ausbildung erhielten, weil ihr Vater einsah, daß er ihnen in Wiedensahl eine so gedeihliche Zucht unmöglich zutheil werden lassen könne. Ein besserer Lehrer ließe sich überhaupt kaum finden; war doch der Oheim in jeder Beziehung ein Landpfarrer allerbester Façon, der sich die Herzens- wie die Verstandesbildung gleich sehr angelegen sein ließ.

Für den Neffen Wilhelm hatte er von jeher das regste Interesse, welches dieser denn auch auf das glänzendste rechtfertigte. Durch die Leichtigkeit der Auffassung und den lebhaften Eifer beim Studium machte er seinem Lehrer die größte Freude. Selbstverständlich war hierbei ein Lieblingsthema die Naturbetrachtung, und so wurde hier schon dem Herzen des Schülers das kräftige, gesunde Samenkorn eingepflanzt, dessen Wachsen und Sprießen später ein so wichtiges Moment in dem Leben des Jünglings und Mannes geworden ist.

Wie überhaupt dem Leben und Treiben der Thierwelt, so widmete Pastor Kleine eine ganz besondere Vorliebe den Bienen. Er betrieb die Bienenzucht ganz wissenschaftlich und hat sich, namentlich durch Veröffentlichung verschiedener Broschüren den Namen des großen Immenzüchters erworben. Kein Wunder also, daß er diese Liebhaberei auch auf seinen Zögling übertrug, bei welchem er den fruchtbarsten Boden dafür vorfand. Ja, Wilhelm Busch wurde ein so leidenschaftlicher Immker, daß er, nach-

dem er seine Studien vollendet hatte, den Vorsatz faßte, als Immenzüchter nach Brasilien zu gehen. Hätte ihn das besorgte Mütterlein damals weggelassen, es wäre am Ende der größte deutsche Humorist von brasilianischen Bienen aufgesogen worden.

Das ist nun glücklicherweise verhütet worden, doch hat diese Lieblingsbeschäftigung im Laufe der Jahre nichts von ihrem anziehenden Reiz verloren, im Gegentheil, heute nimmt dieselbe den gereiften Mann, der sich von dem Weltgewühl ganz zum einsamen Landleben zurückgezogen hat, mehr denn je in Anspruch und er sagt von sich selbst scherzhafterweise: „Die Bienenzucht ist das einzige, was ich gründlich gelernt habe!“ — Dieses lebhafte Interesse für das fleißige geflügelte Völkchen kommt auch in seinen Werken an manchen Stellen, vor allem aber in dem phantastisch-drolligen „Schnurrdiburr oder die Bienen“ auf das ergötzlichste zum Ausdruck.

In Ebergötzen schloß Wilhelm mit seinem Schulkameraden, dem Sohn des Müllers Bachmann, einen engen Freundschaftsbund, der sich bis heutigen Tags in unwandelbarer Treue und Innigkeit erhalten hat. Noch häufig besucht der jetzt in der ganzen Welt Berühmte den lieben Jugendfreund zu traulichem Geplauder in der gemüthlichen, alten Mühle, die mittlerweile der Sohn übernommen und an welche sich so manche heitere Jugenderinnerung knüpft.

Zwar an tollen Streichen jugendlicher Ausgelassenheit, wie am Ende Mancher sie aus den Flegeljahren des späteren Verfassers des „Max und Moritz“ und anderer Bilderpossen zu hören erwarten könnte, weiß die Historie gar wenig zu melden. Wilhelm Busch hat schon als Knabe ebenso wie später als Jüngling und Mann in jeder Umgebung — und selbst in der lustigsten Gesellschaft — immer mehr den stillen, aufmerksamen Beobachter wie den Mitwirkenden gemacht. Es steckte von früh auf der Philosoph in ihm.

Kam er zur Ferienzeit nach Wiedensahl, so brachte er die meiste Zeit bei seinem Onkel, Doctor Kleine, zu, da ihn auch das Studium der Medicin nicht wenig interessirte. Es wurden dann in anregender Unterhaltung Streifereien in der Umgegend durch Wald und Feld gemacht; auch fuhr Wilhelm mit zu den Kranken in der Nachbarschaft, wobei er die beste Gelegenheit fand, an Land und Leuten seine eingehendsten Beobachtungen zu machen. Aufmerksam horchte er auf die Gespräche und Erzählungen der Bauern und machte nachher Gedichte daraus, oder er skizzirte und zeichnete Situationen, die ihn besonders frappirten.

Als nun die Zeit kam, daß er sich für ein specielles Fach ausbilden sollte, wurde wohl hauptsächlich auf Veranlassung des dem Praktischen gewogenen Vaters der Entschluß gefaßt, zum Maschinenbauer zu studiren. Ausschlaggebend bei dieser Wahl war auch jedenfalls die Thatsache, daß Wilhelm bisher für die Mathematik eine besondere Begabung gezeigt hatte. So bezog er denn als Sechzehnjähriger die polytechnische Schule zu Hannover.

Bei der Aufnahmeprüfung zeigte es sich aber zu seinem Schrecken, daß er in einigen Fächern den gestellten Anforderungen doch noch sehr wenig gewachsen sei. Außer seinen tüchtigen mathematischen Kenntnissen verdankte er seine trotzdem erfolgte Aufnahme aber besonders einem an Stelle eines deutschen Aufsatzes verfaßten Gedichte.

„Wer das machen kann", meinte der Examinator, Professor Rühlmann, „der wird's schon zu etwas bringen!" —

Und dieser Erwartung entsprechend, arbeitete sich der fleißige Eleve auch in kurzer Zeit vollständig ein, und namentlich in der Mathematik brachte er stets die besten Zeugnisse heim. Als er jedoch mehr und mehr zu dem Studium des praktischen Maschinenbaues vorrückte, zum Constructionszeichnen, zur chemischen Zusammensetzung der Schmiermittel und dergleichen mehr, begann sein Interesse nach und nach zu erlahmen, und als nach einigen Jahren das theoretische Studium ganz mit der Praxis vertauscht werden sollte, war er zu der klaren Erkenntniß gelangt, daß ihm zu dem in jugendlicher Unklarheit erwählten Fache doch das Beste fehlte — die Lust. Daneben war ihm in ernster Selbstprüfung eine andere, bessere Einsicht aufgegangen: er wollte Maler werden.

Was in der stillen ländlichen Umgebung, wo ebensowenig Kunst wie Kunstverständniß zu finden war, wie ein Keim in dunkler Erde traumumfangen in ihm geschlummert hatte, das war in der prächtigen, kunstliebenden Residenzstadt zum Leben in hellem Sonnenschein, zum Bewußtsein erwacht. Es wurde klar in ihm, — ja, zur Malerei, zur entzückend schönen, freien Kunst drängte es ihn mit stets wachsender unwiderstehlicher Lust!

Der Vater war natürlich von dieser unpraktischen „Schwärmerei" sehr wenig erbaut. Seine schönste Hoffnung, den ältesten vielversprechenden Sohn dereinst als einen tüchtigen Vertreter des Erwerbfleißes, als einen Koryphäen auf dem Felde der Industrie glänzen zu sehen gegen die öde Voraussicht seiner Verkümmerung in der nutzlosen Beschäftigung mit „brodlosen" Künsten vertauschen zu müssen, das wollte ihm durchaus nicht in den Sinn.

Da mußte denn der verständnißvolle Onkel Doctor die Vermittlerrolle

übernehmen; er half dem Neffen redlich, den Vater zu überzeugen, daß es doch schließlich für jedes Menschen Lebensglück am günstigsten sei, dasjenige Fach zu erwählen, zu welchem ihn seine Bestimmung treibe.

So ging's denn mit der väterlichen Einwilligung nach Kurzem zur Kunst-Akademie, und zwar zunächst nach Düsseldorf, wo der Antikensaal absolvirt wurde.

> Natürlich, da er so vorzüglich,
> Sitzt er zu Ostern schon vergnüglich
> Im herrlichen Antikensaale,
> Dem Sammelplatz der Ideale.

Doch scheinen diese „Ideale" den strebsamen Kunstjünger nicht sonderlich gefesselt zu haben, denn nach kurzer Zeit trieb's ihn weiter, nach der damals gerade in bedeutendem Rufe stehenden Kunst-Akademie von Antwerpen, wo er Aufnahme in der Malklasse fand. Hier erregte er bald Aufsehen durch seine Studien nach der Natur, denen man es in der Auffassung anmerkte, daß er sich weit mehr zu dem Studium der alten Niederländer wie zu dem der Antike hingezogen fühlte.

Dann siedelte der rastlos Weiterstrebende nach München über, wo er nicht weniger günstig aufgenommen wurde und sich namentlich der Director Kaulbach lebhaft für ihn interessirte. Mit gewohntem Scharfblick hatte er den Anfänger richtig erkannt und sagte von ihm, daß er „ein sehr talentirter Kerl" sei.

Und dabei betrieb dieser das Studium mit großem Ernst und Fleiß, besonders auch das der Natur. So habe ich Actzeichnungen von ihm aus dieser Zeit gesehen, wie sie nicht besser, verständnißvoller gemacht werden können. Sie zeugen davon, wie angelegentlich er für die wichtigste Grundlage jeder Darstellung der menschlichen Figur, die Erlernung der Anatomie, gesorgt hatte. Das kam ihm auch bei seinen bildhauerischen Versuchen, beim Modelliren, womit der vielseitig Begabte sich nebenbei noch beschäftigte, sehr zu statten; doch schien Busch im allgemeinen bei seinen Lehrern, den alten, weniger Verständniß zu finden wie bei seinen Studiengenossen, mit denen ihn ein verwandtes Streben verband.

Nach und nach mochte wohl das Gefühl in ihm klar werden, daß das akademische Studium seinem Streben nur sehr wenig genügen könne.

„Gerade deshalb", sagt Friedr. Pecht, „weil sie die Entwicklung der Originalität gewaltsam verhindern und sie auf das landläufige Mittelmaß des eben herrschenden Geschmacks herabdrücken müssen, sind die Akademieen eine Institution von ziemlich zweifelhaftem Werthe, gut und nützlich für die Ausbildung der so häufigen, aber nicht eigentlich schöpferischen Talente, absolut schädlich für das Genie. — — Denn die Akademie lehrt

das, was man schon errungen hat, also ein Vergangenes, während das Genie eine neue Welt im Busen trägt.“ —

Das erkannte auch Wilhelm Busch.

Zu engerem Anschluß und gesellschaftlichem Verkehr bildete sich unter den jüngeren Künstlern der Verein „Jung-München“, der in der Wahl des Namens schon einen gewissen ihm innewohnenden Oppositionsgeist ahnen ließ. Namentlich dem zwar etwas jüngeren aber congenialen Wilhelm Diez schloß sich Busch näher an. Außer ihm waren Heinr. Lang, Pixis, Rögge, Heinl, Obwexer und Stöger recht regsame Mitglieder dieses Bundes. Natürlich wurde hier dem Humor, der heiteren Schalkhaftigkeit des übersprudelnden Jugendmuthes das weiteste Feld eingeräumt, und da kam Wilhelm Busch nun in das richtige Fahrwasser.

In der Regel an jedem Samstag Abend wurde die in der Woche verfertigte Kneipzeitung verlesen, deren Hauptmitarbeiter leicht zu errathen ist. Da flogen denn die zündenden Witzraketen wie die scharf treffenden Pfeile der Ironie hin und wieder, und oftmals schien das lustige Scharmützel gar kein Ende nehmen zu wollen.

Bot sich nun hierin Gelegenheit, hauptsächlich in schriftstellerischer Thätigkeit seiner Laune die Zügel schießen zu lassen und auch auf diesem Felde seine eminente Begabung zu bekunden, so wies andererseits das Caricaturenalbum die glänzendsten Belege auf, daß darüber auch der Zeichenstift im Dienste des Humors und der Satire nichts weniger wie vernachlässigt wurde. Diese originelle Sammlung wird noch heute in der geselligen Vereinigung, welche die Erbschaft Jung-Münchens angetreten hat, als eine werthvolle Quelle unerschöpflicher Erheiterung aufbewahrt; es freut mich, durch die nachstehend reproducirten Proben aus derselben auch weiteren Kreisen diese ergötzlichen Productionen zugänglich machen zu dürfen, die allerdings vollständig nur von den Eingeweihten, denen die näheren persönlichen Beziehungen bekannt sind, verstanden und gewürdigt werden können. Doch sind in den meisten Fällen diese Beziehungen so leicht zu errathende, daß die Zeichnungen auch für die Allgemeinheit kaum minder interessant sein werden, ganz abgesehen von dem anregend vergleichenden Studium, welches die Einsicht bietet, wie hier sich bereits alle Vorzüge des fertigen Künstlers erkennen lassen.

Augenfällig zeigt sich in diesen Arbeiten schon die Hauptstärke des seltenen Talentes, die es eben so außerordentlich zur Caricatur befähigt, das ist: mit möglichst Wenigem das Wesentlichste zu treffen. Das bekunden gleich die beistehenden Bilder 1 und 2. Mit den paar

Strichen des ersteren ist beispielsweise das Profil eines bekannten Münchener Dichters (Bild 1) so charakteristisch wiedergegeben, daß ich nach denselben

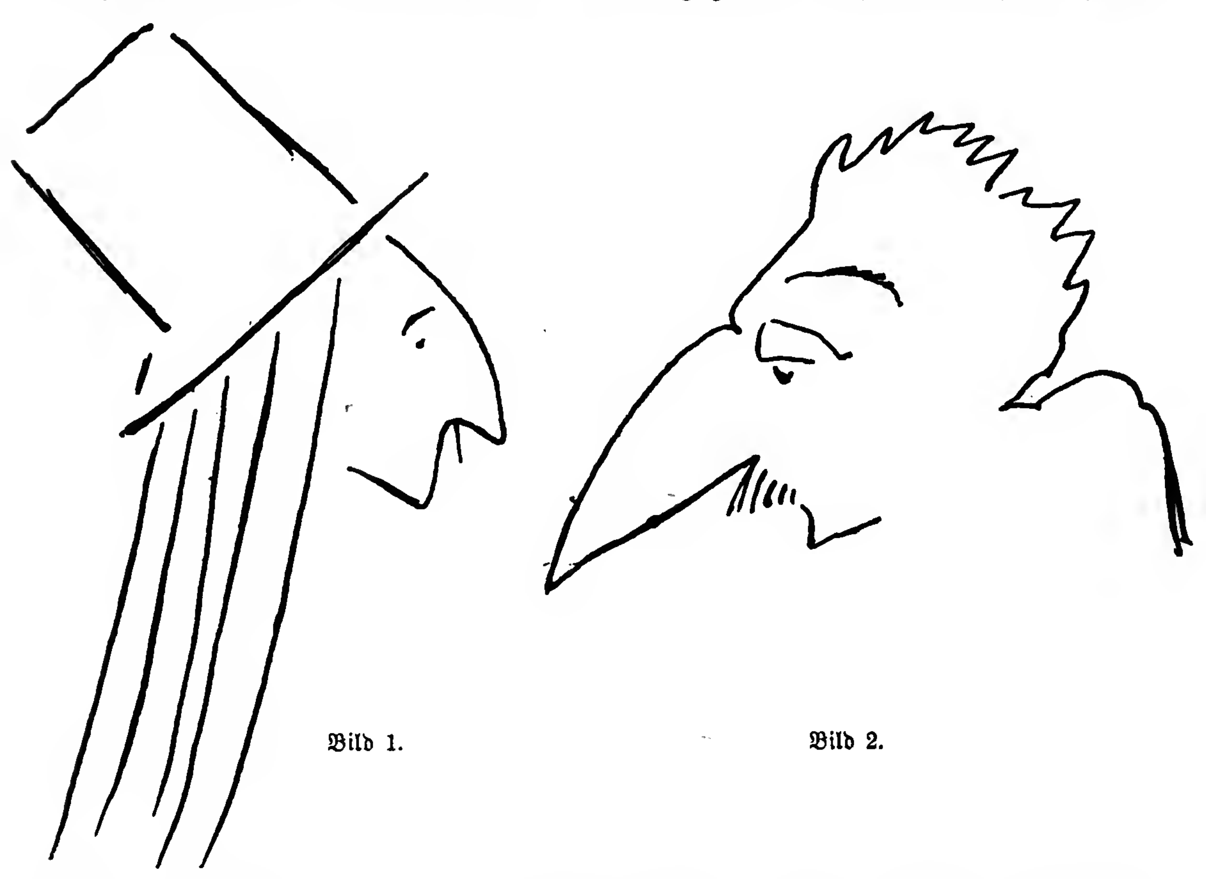


Bild 1. Bild 2.

jüngst, als mir das Original zum erstenmal auf der Straße begegnete, dasselbe sofort richtig erkannte.

„Ist das nicht der Dichter G. —“, fragte ich meinen Begleiter.

„„Jawohl. Kennst du ihn?““

„Ich habe ihn nach einer Caricatur erkannt, die Wilhelm Busch vor circa 25 Jahren von ihm gemacht hat.“

„„Unglaublich!““

„Und doch wahr!“ —

Und nicht weniger treffend sind alle seine übrigen scheinbar nur so hingeworfenen Caricaturen, bei denen in Wirklichkeit allerdings jeder Strich sehr wohl erwogen und durchdacht ist. Und darum treffen sie nicht nur den Charakter der äußeren Erscheinung, sie treffen mit Vorliebe auch die Charakterschwächen, die lächerlichen, welche verdienen, verspottet zu werden.

Für den alles Natürliche liebenden Busch war besonders jede unnatürliche Ziererei, sowie jede Art von eitler Ueberhebung und Eingebildetheit ein Stein des Anstoßes; das prahlerische Protzenthum forderte stets seinen schlagfertigen Griffel zu satirischen Hieben heraus. So war

unter den Mitgliedern des jungen Vereins ein College, der heutzutage einer der bekanntesten Porträtmaler, namentlich gekrönter Häupter, geworden ist; der meinte mit seinem Adelstitel der Welt nicht wenig imponiren zu können und war demgemäß auch in seiner Kleidung immer bis auf das kleinste Tippelchen geschniegelt und gestriegelt, also ein Object wie geschaffen, um von unserm Caricaturisten aufs Korn genommen zu werden. Dieser konnte sich denn auch kaum genug thun, um die ganze Lächerlichkeit eines solchen Gebahrens in das grellste Licht zu setzen; er brauchte einige Tage zu einer scharfen Recognoscirungstour, wie ein Adler umkreiste er sein Opfer, bis er es plötzlich — schwapps! beim Schopf gefaßt hatte. Der stutzerhafte Junker war von Mutter Natur mit einer einigermaßen plumpen, runden Nase bedacht, welche Busch wie ein Tintenglas darstellte (Bild 3), während der weit heraussstehende Taschentuchzipfel recht groß die Adelskrone zeigt.



Bild 3.

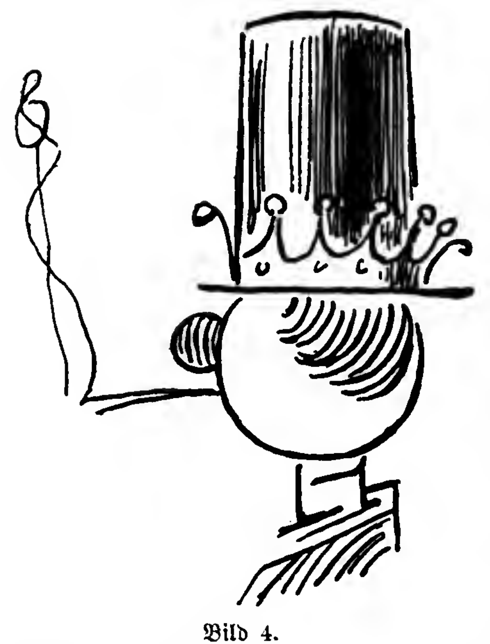


Bild 4.

In einer folgenden Skizze (Bild 4) ziert die letztere den fein gebügelten Cylinderhut. So äußerst treffend nun aber auch diese Zeichnungen allgemein gefunden wurden und dadurch den größten Heiterkeitserfolg errangen, die unerschöpfliche Erfindungslust des losen Spottvogels konnte sich damit noch nicht befriedigen. Nur schade, daß die weiteren Leistungen, welche eine bekannte derbe Redensart unverblümt illustriren, zwar wohl für eine Kneipzeitung, aber weniger für die Oeffentlichkeit geeignet sind, da sie gerade so eclatant zeigen, mit wie wenig Strichen sich die grausamste Satire aussprechen läßt. — Der erstere gelungene Entwurf (Bild 3) wird noch heute von Kennern wegen seiner geradezu verblüffenden Charakteristik für die trefflichste Caricatur gehalten, die Busch je gezeichnet hat. Läßt sich doch auch die ganze Aufgeblasenheit des gelbschnabeligen Gecken, des verzogenen Adelsjöhnchen nicht wohl besser charakterisiren.

Bedeutend harmloser werden die einigermaßen bärenhaften Manieren eines hungrigen Collegen beim Zerlegen eines gebackenen Kalbskopfes (Bild 5) mitgenommen, während ein etwas cultivirterer Esser (Bild 6), bei dem zwar Nase und Auge in der Arbeit mit den Kauwerkzeugen rivalisiren wollen, durch die satirische Unterschrift wieder schlechter wegkommt und dadurch nicht eben eine persona grata der Gesellschaft gewesen zu sein scheint.

Ein anderer urwüchsiger Bajuware wird als Herkules mit der Keule (Bild 7) aufs Postament gesetzt und ergötzt als solcher hauptsächlich durch die klobige Plumpheit seiner Fäuste. Dagegen ist als an der Wand hängender zappelnder Hampelmann (Bild 8) ein College trefflich karikirt, der sich fortwährend durch seltsame zuckende Bewegungen auffällig machte und den Spitznamen „der Schiefgewickelte" trug. — Den Gänsekiel als Lanze haltend und sich auf seine „große Mappe" stützend, wird dem „kleinen Maler" (Stöger), dem streitbaren Recken der Kneipzeitung, ein Denkmal errichtet (Bild 9 u. 10) und dieses in Vorder- und Rückansicht gezeigt. Die weiteren Darstellungen der Abenteuer dieses Helden sind aus dem Münchener Bilderbogen: „Der kleine Maler mit der großen Mappe" bekannt. Ein anderer von den Poeten der Kneipzeitung wird in unver-



Künstliche Tranchierung eines gebratenen Kalbskopfes.

Bild 5.

kennbar satirischer Weise „seinen Pegasus reitend“ (Bild 11) dargestellt. Wahrscheinlich war seinen Erzeugnissen Fortuna, die das Schwein zu ihrem Lieblingsthier erwählte, ganz besonders hold.



Bild 6.

Auch der Präsident Pixis und der Säckelmeister werden gebührender Weise verewigt; ersterer in einem Entwurf zu einer Statue (Bild 12), welche die charakteristische Stellung desselben bei seinen Reden anschaulich wiedergiebt, letzterer in der deutlich sprechenden Pantomime (Bild 13), mit

der er ein säumiges Vereinsmitglied zur Berappung des rückständigen Beitrages auffordert. Die verlegene Miene und Haltung des eben verduften wollenden Drückebergers ist dabei ganz unbezahlbar.

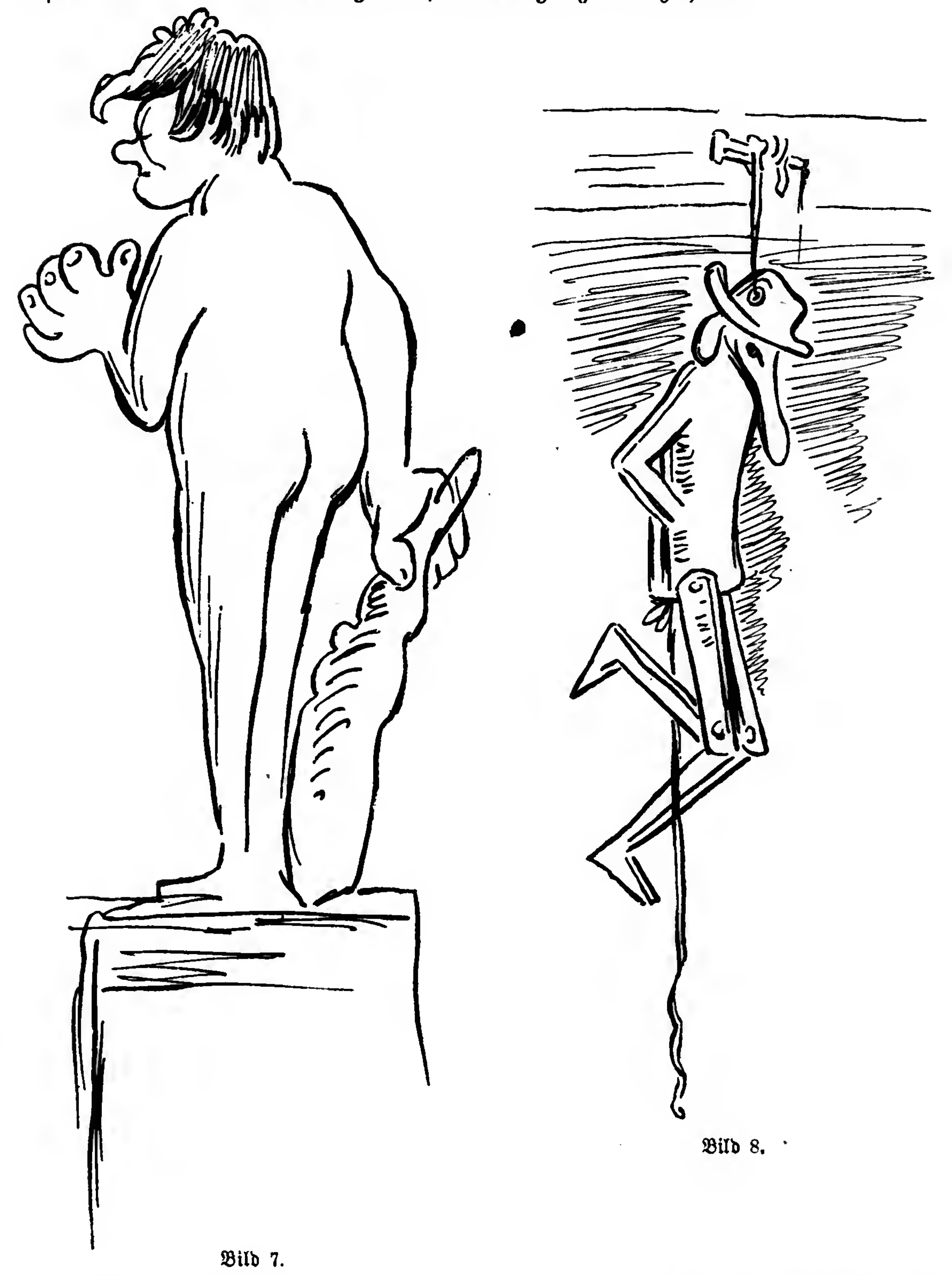


Bild 8.

Bild 7.

Wieder mit ein paar Strichen die ganze Erscheinung giebt Bild 14: „Das Jaussi im Winter". Doch Wilhelm Busch hat nicht nur den

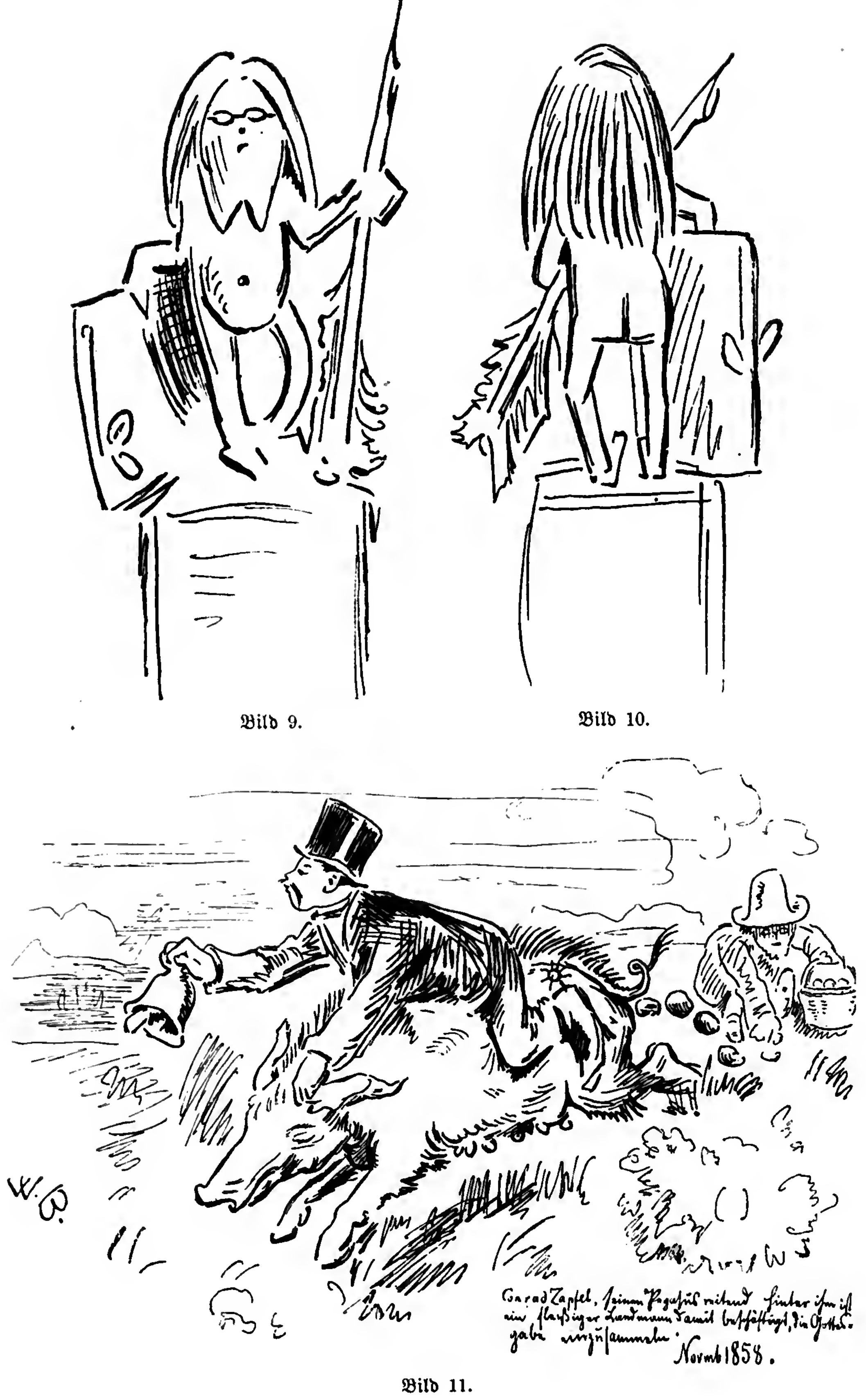


Bild 9.

Bild 10.

Bild 11.

scharfen Blick für das Komische in der Erscheinung Anderer; wie er als Philosoph die Selbsterkentniß in erster Linie als logische Nothwendigkeit betont, so vergißt er beim Carikiren auch nicht, sich über sich selbst lustig zu machen, wozu das Vereinsalbum verschiedene sehr derbe Beweise liefert. Einen der harmlosesten zeigt Bild 15, auf welchem die riesige schottisch-carrirte Mütze eine große Rolle spielt. —

Schufen nun die geselligen Zusammenkünfte des Vereins hauptsächlich für die langen Winterabende das günstige Feld zum Gedeihen ungebundenen Frohsinns und heiterer Scherze, so war doch auch im Sommer die Studienreise nach Brannenburg, Ammerland und anderen beliebten Plätzen den üppigen Blüthen urwüchsigen Humors nicht minder ersprießlich. Da lag der Naturschwärmer Busch, während die anderen sich abmühten, ein Stückchen Natur auf die Leinewand zu bringen, mit seinem Skizzenbuch im Grase, hing seinen Grillen nach oder stellte zoologische und botanische Beobachtungen an oder fixirte bildlich mit ein paar flotten Strichen die sich quälenden Kunstgenossen in einer komischen Situation, die er sich schwerlich entgehen ließ (wie die hier beigegebenen Proben zeigen).



Bild 12.

Da finden wir wieder in verschiedenen Situationen den Präsidenten Pixis, wie er draußen, emsig in sein Skizzenbuch zeichnend, am Boden hockt (Bild 16), oder wegen heftiger Zahnschmerzen daheimbleibend, seine Stube als Atelier und einen Stuhl als Staffelei benutzt, den schmerzhaften Unterkiefer sorgsam verbunden (Bild 17) oder auch als praktisch angelegter Junggeselle vor dem Zubettegehen seine Hose flickend und zum Schutze

vor lasterhaften Insecten furchtbar qualmend (B. 18). Ein anderer Landschafter wird auf seinem grünen Sitze von einem streitbaren Heere krabbelnder Ameisen



Bild 13.

hinterlistig überfallen (Bild 19); er aber übt an der frechsten der vielbeinigen Vorhut eben das Recht des Stärkeren mit landesüblichem Urtheilsspruch.

Auch dem „kleinen Maler mit der großen Mappe" und dem Riesenstift (Bild 20) begegnen wir wieder als muthigen Bergbesteiger, während „der kleine Raglan" (Bild 21) einer weniger mühevollen Beschäftigung obzuliegen scheint. Ein Studium landschaftlicher Schönheit ganz eigener Art betreibt der Maler mit dem großen Hut und Stock (Bild 22). Welch ein köstlich satirischer Seitenhieb auf die Naturalisten, die selbst ein altes, schmieriges Weib bei der Wäsche betrachtend, in Ekstase gerathen, liegt nebenbei in dieser Carikatur und dem beigegebenen Motto!

Beim Anschauen solcher Leistungen des Humors gab's denn am Abend, wenn am Stammtisch im Kreise der Studiengenossen der Humpen geschwungen wurde, genügend Stoff zum Lachen und zu weiteren Schwänken, so daß in heiterster Stimmung das Tagewerk beschlossen wurde. Daß man dabei auch nicht vergaß, der Anziehungskraft des ewig Weiblichen den obligaten süßen Tribut zu zollen, davon zeugt zunächst ein Blatt, welches einen Maler und eine Kellnerin in zärtlichem tête-a-tête und an einem Seitentisch einen eifersucht-geplagten Collegen darstellt mit der Unterschrift:



Bild 14.

Wen es ärgert, wen's genirt,
Daß ein Anderer poussirt,
Selben hab' ich in Verdacht,
(Wenn er dürfte, wenn er könnte,)
Daß er's bald nicht besser macht.

(Brannenburg, Juli 58.)

Ein weiterer Beleg zu jener Wahrnehmung liegt in der Widmung der lustigen Selbstcarikatur (Bild 23) des thränenweinenden — oder lachenden? – Schalks unter der bekannten carrirten Mütze. Wer kann

auch dahinter kommen, ob es Absicht oder Zufall ist, daß in der Dedication: „Der Vielgeliebten" das V wie ein flatterndes Vöglein gebildet ist; jedenfalls ist die Zeichnung eine Reminiscenz an froh verlebte Tage.

Ja, das war ein herrliches Leben, ein reines Götterleben! — aber was würde der Vater Busch daheim mit seiner praktischen Lebensanschauung zu diesen „brodlosen Künsten" gesagt haben, wenn er davon Kenntniß erhalten: — Und doch hätte er mit einer von ihm zu erwartenden Verurtheilung nicht Recht behalten, denn aus diesen scheinbar so „brodlosen Künsten" sollte sich bald genug ein recht einträgliches Geschäft entwickeln. Das wurde für unsern Künstler allerdings auch Zeit, denn Vater Busch hatte außer für ihn auch noch für ein halbes Dutzend Anderer zu sorgen, von denen namentlich die Studierenden ebenfalls ihr gutes Theil nöthig hatten. Da hieß es denn, auch endlich mal an's Verdienen zu denken.



Bild 15.

Waren die bisherigen Arbeiten nun zwar nur aus reiner Schaffenslust entstanden und um die Freunde damit zu ergötzen, so waren sie doch ihres durchschlagenden Effectes wegen auch in weiteren Kreisen nicht unbeachtet geblieben. In erster Linie wurden solcherart die Verleger der „Fliegenden Blätter", Braun u. Schneider, auf das frische kecke Talent aufmerksam und erkannten sehr bald in dessen Erwerbung als Mitarbeiter die günstigste Acquisition für ihr Unternehmen. So konnten denn die Arbeiten, welche durchaus nicht für den Erwerb des schnöden Mammons entstanden waren, nun doch nach und

nach in baare Münze umgesetzt werden. Ja viele der Werke, welche anfangs nur für die Kneipzeitung oder das Carikaturenalbum bestimmt waren, gingen direct oder nach einer theilweisen Umarbeitung in die „Fliegenden Blätter" oder „Münchener Bilderbogen" über.

Das Honorar war zwar anfangs nichts weniger wie glänzend, aber



Bild 16.

wie wenig braucht die Jugend auch, um glücklich zu sein. Ja, die drei Gulden, welche damals eine Zeichnung dem Genügsamen eintrug, wurden sicher mit größerem Wohlgefühl eingeheimst, wie später die Hunderte, welche dem Berühmtgewordenen dafür bezahlt wurden.

In der Firma Braun u. Schneider lag dem ersteren Socius der künstlerische, dem letzteren der geschäftliche Theil ob; doch war auch der

alte Holzschneider Kaspar Braun ein gar arger Rechenmeister, der die Ansprüche der jungen Künstler möglichst knapp zu halten wußte. Er war in seinem Aeußeren eine kleine urdrollige Figur, sein geröthetes Gesicht zierte als Nase eine kolossale Gurke, die seitlich nochmal wieder einen



Bild. 17.

Ableger trieb; der große Kopf stak ganz zwischen den Schultern, so daß er als Prototyp eines Gnomen oder Kobolds gelten konnte. Wo hätte der Stift des Carikaturenzeichners ein günstigeres Motiv finden können! Und so hat der Alte denn auch zu einer ganzen Serie von tollen

Auslassungen den unfreiwilligen Anlaß gegeben, mit deren Erfolg in Freundeskreisen der geniale Mitarbeiter für die Kargheit seines Auftraggebers sich einigermaßen entschädigte.

Aber nicht allein für die Engherzigkeit in pecuniärer Hinsicht, sondern



Bild 18.

auch für die ängstliche Philiströsität, mit welcher in betreff der künstlerischen Seite sein Schaffen eingezwängt wurde, that es dem genialen Musensohn Noth, sich zeitweilig durch solch witzsprudelnde Improvisationen schadlos zu halten. Denn das ungenirte Sichgehenlassen, wie es in dem

Vereinsalbum jeder das ungeschmälerte Recht hatte, hörte hier fast vollständig auf. So zeigte sich in den Blättern des Albums der geborene Satiriker, der mit dem schärfsten Auge für die menschlichen Schwächen



Bild 19.

begabt, das unwiderstehliche Bedürfniß empfand, dies in der prägnantesten Ausdrucksform zu bekunden. Den bohrenden Stachel der Satire verstand er zu schärfen wie kein anderer; und welche Rücksicht sollte der Kampf=

lustige nehmen, so lange er sicher sein konnte, den Erfolg, die Lacher auf seiner Seite zu haben? —

Das wurde aber total anders, sobald er sich den Ansichten, dem Belieben eines Auftraggebers zu unterwerfen hatte.

Der alte Caspar Braun hatte sich 1845 mit seinem Freunde Schneider associirt und die fliegenden Blätter gegründet. Trotzdem in seinen Adern kaum eine Spur von satirischem Blut floß, so hatte er, ein wenig von dem brausenden Strome der Zeit mitgerissen, diesem heilsamen Aetzmittel anfangs doch die Aufnahme in seine Blätter nicht ganz versagen können; allerdings dabei nie einer weisen Vorsicht und Rückendeckung vergessend. Da durften noch die possirlichen Typen „DerStaatshämorrhoidarius", „Wühlhuber" und „Heulmayer" mit politischen und socialen Anspielungen ihr Publikum ergötzen, da wurde sogar dem geistreichen Dyk Raum für seine feinen Satiren gegönnt. Doch nach 1848 wurde das anders. Dem deutschen Michel, der schon hatte aufstehen wollen, wurde bedeutet: es sei noch lange nicht Morgen, und so wurde ihm noch mal wieder recht tief die Schlafmütze über die Ohren gezogen. Der alte Braun hielt sich für einen Pfiffikus; er sagte sich, um mit einem Blatte zu reussiren, müsse man auf die Majorität, auf die große Masse spekuliren, und so hielt er es denn mit der — Schlafmützigkeit.



Bild 20.



Bild 21.

Darum wurde Alles perhorrescirt, was nur im mindesten danach aussah, daß es den ruhigen Schlaf des braven Michels einen Augenblick stören könne.



Bild 22.

Dieser peinlichen Aengstlichkeit mußte sich auch der neu aufgenommene Mitarbeiter Busch fügen, und bald genug sollte sich zeigen, wie gut sich

der einem übermüthigen Füllen Vergleichbare dem zähmenden Joche zu fügen verstand. Noch nicht gar manche seiner Arbeiten waren in die Welt gegangen und schon zeigte es sich, daß er als der beliebteste, der hervor-

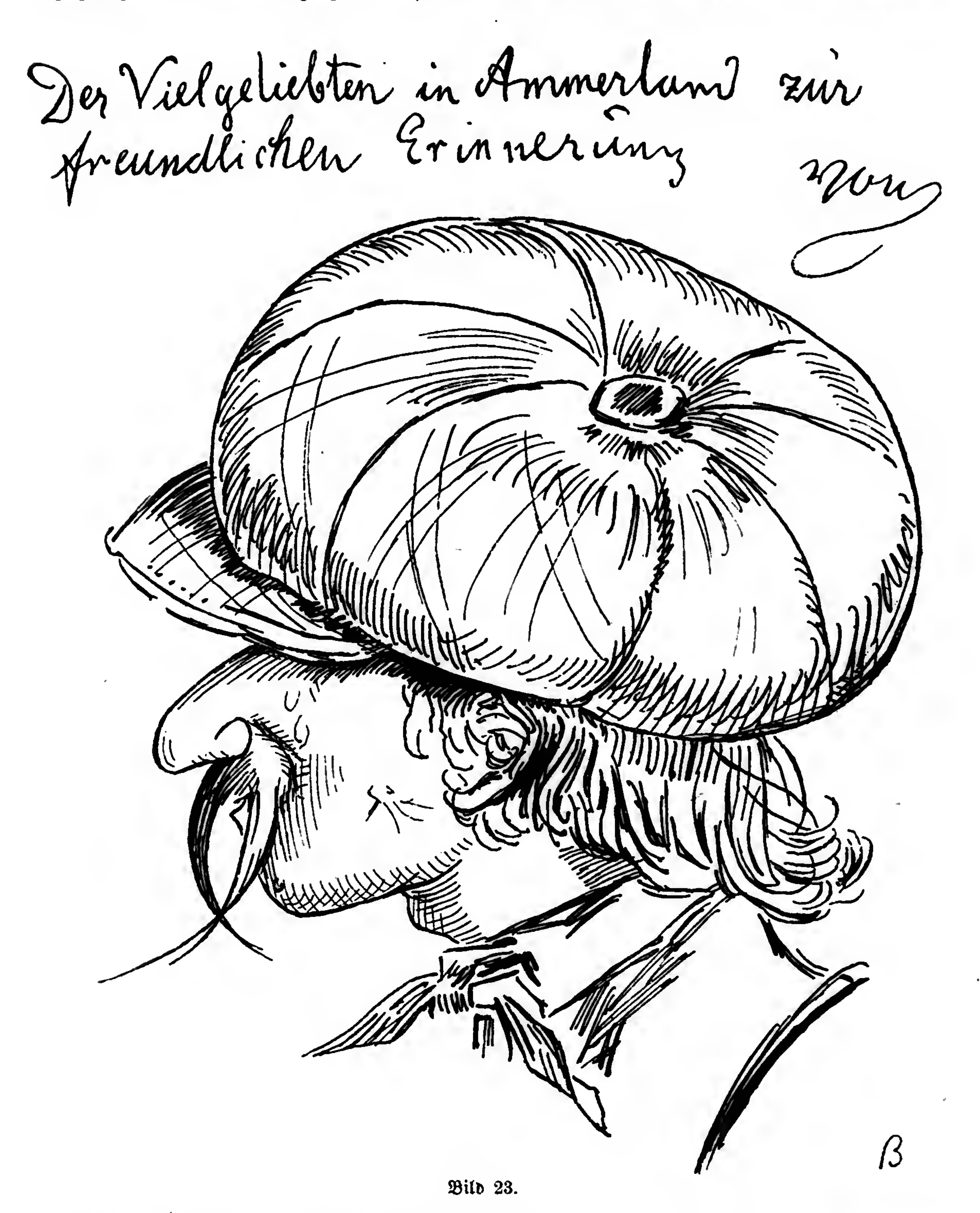


Bild 23.

ragendste Mitarbeiter des Unternehmens anzusehen war. Die Münchener Bilderbogen, welche seinen Namen trugen, wurden in kurzer Zeit ein

gesuchter Artikel; das Signal: „Es ist wieder ein neuer Bilderbogen von Wilhelm Busch erschienen!" brachte jedesmal sofort eine Menge Liebhaber auf die Beine. Man hatte nichts Eiligeres zu thun als zum Buchhändler zu stürzen, um sich diesen Scherz zu verschaffen.

Gleich der erste Bogen, „Die Honigdiebe", giebt Zeugniß von seinem Lieblingsstudium, dem der Bienen, zugleich aber auch schon von seiner so höchst drastischen Behandlungsweise, mit der er hier die Folgen jugendlicher Diebsgelüste darstellt. Die Art der Zeichnung ist noch eine gegen die späteren Arbeiten etwas unbeholfene, conventionelle, eine in Licht und Schatten durchgeführte Technik sich anquälend, die aber mit schnellen Schritten in den nächsten Bogen sich schon zu voller Freiheit, zu sicherer Originalität in der klaren, packenden Einfachheit der Linienführung entwickelt.

Der zweite Bogen: „Der kleine Maler mit der großen Mappe" ist, wie dies auch bei verschiedenen seiner späteren Publikationen der Fall, eine freie Umarbeitung einiger Skizzen aus dem Carikaturen-Album, wobei mehrere Situationen, die sich nicht zur Veröffentlichung in dieser harmlosen Art eigneten, weggeblieben sind.

Die Bilder der ersten sechs Bogen sind mit kurzen Bemerkungen in Prosa versehen, die zwar auch humoristisch gehalten, doch lange nicht so charakteristisch für den echten Buschhumor wie der mit dem siebenten Bogen eintretende knappe Knittelreim. Gleich der erste Versuch in dem köstlichen „Der Bauer und der Windmüller" zeigt nun den nach beiden Richtungen in Wort und Bild vollendeten Künstler.

Nun folgen Schlag auf Schlag die ausgezeichneten Geschichten voll der urdrolligsten überraschendsten Erfindungen und Ideen, ein halbes Hundert an der Zahl, deren jede ein eingehendes Studium werth ist und dieses sicher mit dem köstlichsten Genusse lohnt. Wenn auch einige wenige nicht in gleichem Maße das Prädicat „ausgezeichnet" beanspruchen können, so sind dafür mehrere andere wieder von so überwältigend drastischer Wirkung, daß sie eine Popularität erlangt haben wie kaum je irgend eine Kunstleistung; ich nenne zum Beleg nur einige: „Diogenes und die bösen Buben von Korinth", „Die beiden Enten und der Frosch" mit dem zum geflügelten Wort gewordenen Schluß:

> Drei Wochen war der Frosch so krank!
> Jetzt raucht er wieder, Gott sei Dank!

welches Bild der Kladderadatsch-Scholz, gelegentlich zu einer Bismarck-Carikatur benutzend, ergötzlich parodirte; ferner „Der hohle Zahn"; diese

die ganze Höllenqual des Zahnwehs in allen Stadien bis zum Rasendwerden darstellende Geschichte hat durch ihren unwiderstehlichen Reiz den Pariser Randon, einen der ersten Zeichner des Journal amusant, sogar zu einem unverfrorenen Plagiat verleitet, indem er dieselbe Geschichte nur in anderem Costüm und mit einigen geringen Abänderungen als eigene Arbeit brachte.

Die besten dieser Erzeugnisse eines überschäumenden Humors, welche zuerst in den Fliegenden Blättern erschienen, wurden nachher von den spekulativen Verlegern in Collectionen unter verschiedenen Titeln, wie „Schnaken u. Schnurren" und anderen prächtig ausstaffirt herausgegeben. Leider hatte der geschäftsunkundige Busch, da er keinen Contract gemacht, nur wenig Vortheil von diesen lukrativen Unternehmungen; er durfte aus Gefälligkeit die anziehenden Titel erfinden und dann zusehen, wie seine Verleger ein glänzendes Geschäft machten. —



Bild 24.

Wenn man nur die für Braun u. Schneider gelieferten Arbeiten Buschs überblickend in Betracht zieht, so muß man schon erstaunen ob der üppig sprudelnden Schaffenskraft, die sich hier in den zahlreichen und immer neuen Ideen zeigt. Und doch repräsentiren sie nur einen Theil seiner Thätigkeit während dieser fruchtbaren Periode.

Einen großen Eifer entwickelte Busch ununterbrochen für die Hebung der gesellschaftlichen Vergnügungen seiner Collegen und Freunde, deren Kreis sich weit über den Verein Jung-München hinaus von Jahr zu Jahr erweiterte.

Von seiner Mitarbeiterschaft für Kneipzeitung und Carikaturen-Album sind bereits verschiedene Proben vorgeführt worden. Diese zwanglosen Improvisationen des Augenblicks waren hauptsächlich für den engeren

Kreis der Vertrauten bestimmt, aber ein Künstler-Verein hat auch ebenso wie der einzelne Künstler das Bestreben, hin und wieder mit besonderen Leistungen vor den Augen der Welt zu brilliren und sich damit den Beifall der Besten zu erringen. Wie viel Schönes und Hervorragendes ist durch dieses Streben in alter und neuer Zeit mit vereinten Kräften geschaffen worden! So ist es wohl selbstverständlich, daß auch



Bild 25.

der Verein Jung-München, der so viele und verschiedenartige frische Talente in sich barg, darin nicht zurückgeblieben ist.

Seine Aufführungen, in denen meistentheils Poesie, Musik und Malerei mit harmonischem Wetteifer Hand in Hand gingen, übten nach und nach eine immer stärker werdende Anziehungskraft auf alle Kreise der gebildeten

Gesellschaft Münchens aus. Da war nun unser so vielseitig begabter Busch eine sehr gesuchte Kraft.

Zunächst eröffnete sich dem Carikaturenzeichner hier wieder ein äußerst ergiebiges Feld. Da sehen wir ein eifriges Mitglied der



Tenore Imo

Bild 26.

Dilettantenkapelle, den Historienmaler und Cellisten M. von Beckerath in verschiedenen Darstellungen (Bild 24 und 25) sein Instrument bearbeiten und dabei in ersterer die auffallenden Merkzeichen seiner Er-

scheinung, die bedeutende Nase und die lange hagere Figur, mit wenigen Strichen zum charakteristischen Ausdruck gebracht, während in letzterer diese Attribute ihm zu einer täuschenden Aehnlichkeit mit einem im Grase musicirenden Heuschreck verholfen haben. Die beiden Hauptvertreter des



Bild 27.

Tenors werden in einem prächtigen Doppelrelief als Denkmünze mit der Inschrift Tenore Imo (Bild 26) verewigt.

Kremplsetzer, der rührige Componist des Vereins, wird am Morgen (Bild 27) als aufgehende Sonne im tiefsten Negligé, aber auch bis über die Ohren in ein wogendes Nebelmeer von Ideen vertieft, dargestellt.

Unverkennbar einer theatralischen Aufführung, wohl einem „fidelen Gefängniß“ entsprungen ist die Idee zu den drei folgenden Bildern (28, 29 und 30). Das erste zeigt den borstigen Diener des Gesetzes bei der Verfolgung eines Entwischten, auf dem zweiten wird der Arrestant in schweren Ketten von dem gewaltig schiebenden Schergen zum hochnothpeinlichen Verhör abgeführt, und auf dem letzten erblicken wir den Herrn Actuar im vollen Bewußtsein seiner Würde und Wichtigkeit die Inculpationspapiere prüfend. Läßt sich das Urbild einer verknöcherten Schreiberseele wohl köstlicher carikiren!? — Auch hier wird des Präsidenten Theodor Pixis nicht vergessen und sein getreues Conterfei in der Rolle des „großen Mora-Spielers“ (Bild 31) der Nachwelt aufbewahrt.



Bild 28.

Außerdem brachte Busch zu mancher theatralischen Aufführung des Vereins illustrative Verzierungen des Zettels, wie eine solche beispielsweise die effectvolle Zeichnung zeigt, welche das Titelblatt dieser Broschüre schmückt und zu der dramatischen Schnurre „Heinz von Höllenstein“ entworfen wurde.

Aber nicht nur der Caricaturenzeichner, auch der gemüth- und humorvolle Dichter entfaltete in dem anregenden Vereinsleben reiche Blüthen seines Schaffens und wußte sich um die Belebung und Hebung echten

Frohsinns hervorragende Verdienste zu erwerben. So schuf er für heitere musikalische Aufführungen den Componisten eine ganze Reihe reizvoller Texte.

Wo wäre ein Künstlerverein, der nicht von glänzenden Künstlerfesten zu sagen wüßte, aber nicht mancher hat deren so schöne gefeiert wie zu jener Zeit der Verein „Jung=München“. Eine der prächtigsten Auf=



Bild 29.

führungen war bei Gelegenheit eines Maskenfestes die des Märchens „Hansel und Grethel“, welches Busch zu dem Zwecke dramatisirt hatte, während von Kremplsetzer dieser Text in Musik gesetzt wurde.

Hansel und Grethel
(kommen im Walde zu dem von Kuchen und Brezeln erbauten Hexenhäuschen):

Juchhe! Juchhe!
Stiefmutter, die hatte ein Hühnernest,
Sind Hühnchen und Hähnchen darin gewest,
Da kommt die alte Stiefmutter daher
Und findet kein Hühnchen, kein Hähnchen nicht mehr.

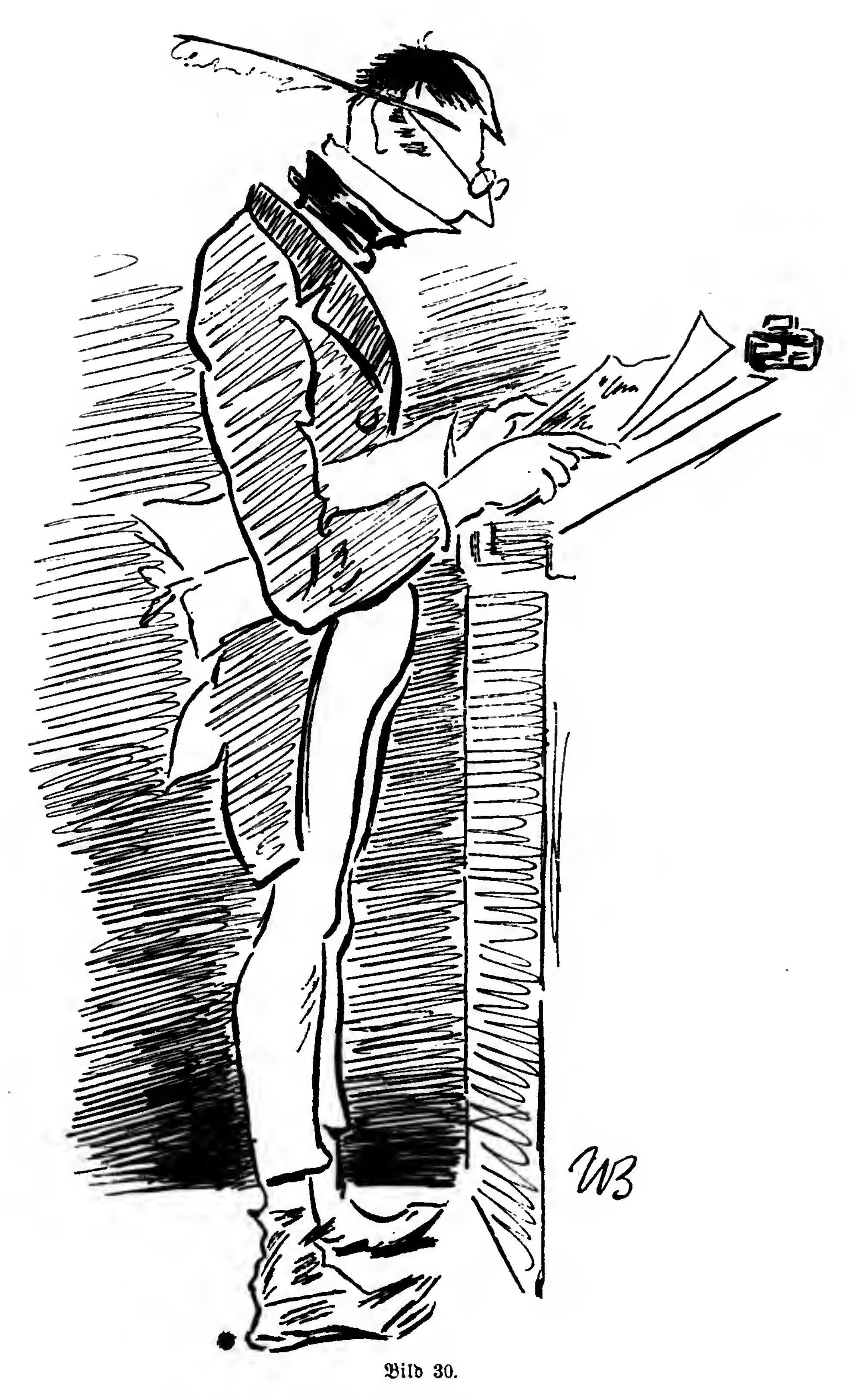


Bild 30.

Juchhe! Juchhe! Die Noth ist aus,
Jetzt gehen wir nimmer und nimmer nach Haus;
Die alte Stiefmutter, die wundert sich sehr,
Sie findet kein Hansel, kein Grethel nicht mehr.

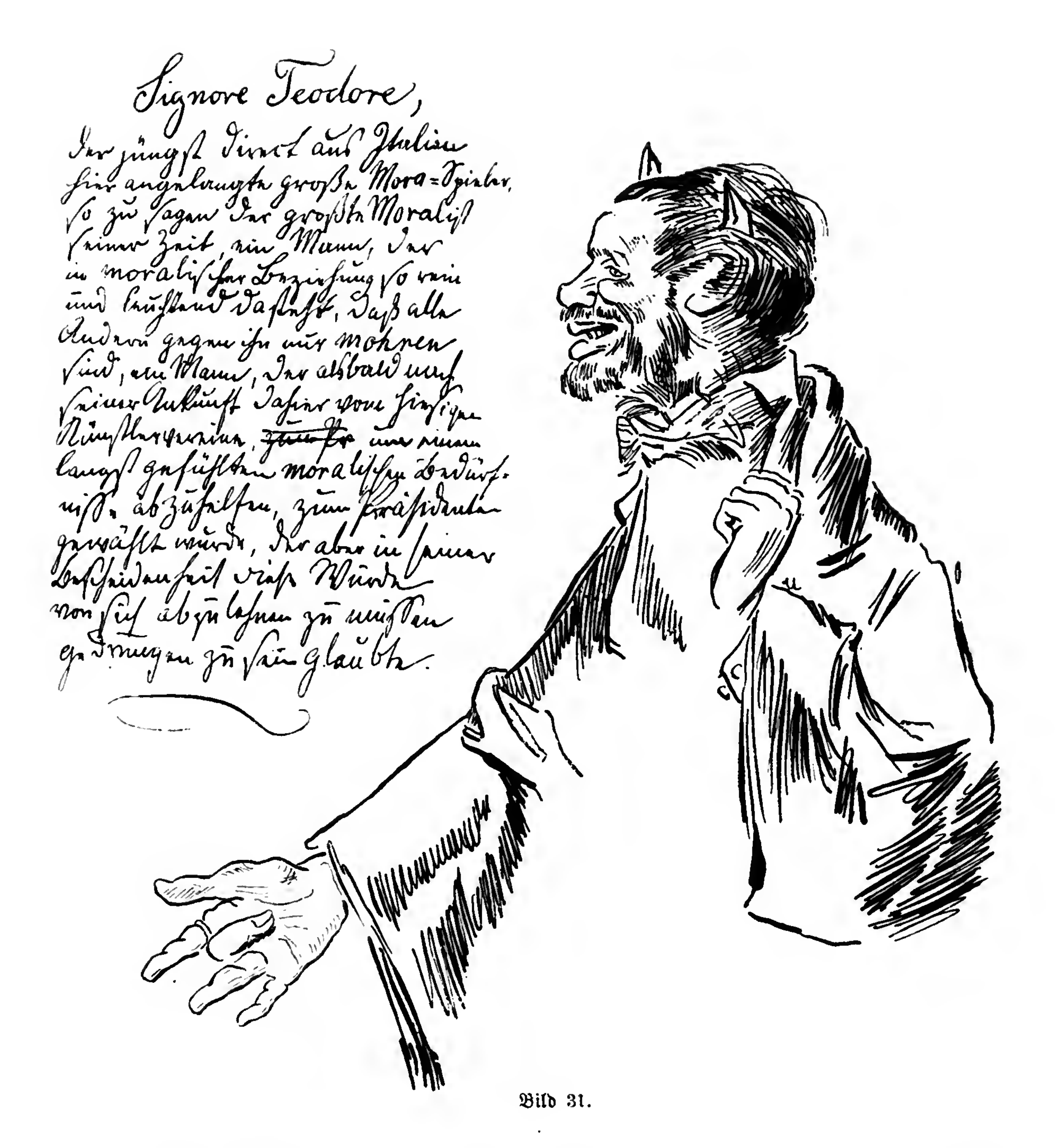


Bild 31.

Mit köstlichem, derbem Humor sind dann die Hexe und namentlich der Menschenfresser, „ein dicker Gourmand“, gezeichnet. Letzterer singt beim Auftreten:

> Man hätte so gerne seine Ruh'
> Und raucht' eine Pfeife Tabak dazu.
> Gleich schreit der Doctor: Entweder — oder!
> Spazieren oder das Leben verlieren!
> Drum lauf', du dicker Fettwanst, lauf'!
> Du dicker Fettwanst, lauf'!

Man äße gern so dann und wann,
Soviel man eben essen kann.
Gleich schreit der Doctor: Entweder — oder!
Spazieren oder etc.

Man tränke gern so dann und wann
Noch viel mehr als man trinken kann,
Gleich schreit der Doctor: Entweder — oder!
Spazieren etc.

Die Aufführung schließt mit dem Hochzeitszug des Prinzen, welcher, aus seiner Bärenverzauberung befreit, Grethel zu seiner Braut und Hansel zu seinem Generalfeldmarschall macht. Eine wirklich märchenhafte Pracht wurde bei diesem Hochzeitszug zur Entfaltung gebracht. Der ganze königliche Hof sowie die Elite der Münchener Gesellschaft wohnten dieser Aufführung bei und Alles war entzückt von der hohen künstlerischen Harmonie der vollendeten Gesammtwirkung.

Aus dem Zusammenschaffen von W. Busch und G. Kremplsetzer ging ferner die komische Oper „Liebestreue und Grausamkeit" hervor, deren Aufführung im großen Saale des Augsburger Hofs eine nicht minder gelungene wurde. Sie beginnt gleich mit einem drolligen Duett:

Prinzessin: Keiner, keiner ist mir recht,
Alle sind sie mir zu schlecht,
Der Eine zu grad',
Der Andre zu krumm,
Der Dritte zu fad',
Der Vierte zu dumm,
Der Fünfte ist mir gar zu klug
Und der Sechste nicht reich genug.

Hofmeisterin: Früher hab' ich's auch gedacht,
Hab's ebenso gemacht,
Aber heute,
Liebe Leute,
Wäre mir ein Jeder recht,
Wenn mich nur noch Einer möcht'!
Sehn Sie, Fräulein, welch ein Graus!
Alle Haare gehn mir aus.

Der dann auftretende liebeschmachtende Ritter erhält von der Prinzessin eine schwere Aufgabe:

„Herr Ritter, wollt Ihr mir Eure Liebe zeigen,
So bringt in diesem Wald die Ungeheuer um!
Behüt' Euch Gott und damit — Punktum!"

Der Ritter nimmt sich zu diesem ungeheuerlichen Abenteuer eine wunderkräftige Stärkung:

„Ha, ich will es muthig wagen,
Alle Drachen zu erschlagen,
Doch eh' ich sie attaquir',
Nehm' ich einen Schnaps zu mir!
(Er trinkt.) Schwapps!

Arie: O, Kranewitter!
Du schmeckst nicht bitter,
Du warst mein Trost bei Tag und Nacht,
Sonst hätt' die Lieb' mich umgebracht.
Ha! ich spüre Heldenfeuer,
Kommt heran, ihr Ungeheuer!"

Sie kommen. — Der siegreich zurückkehrende Drachentödter wird aber doch noch nicht angenommen:

Prinzessin: Nein, nein, geht weiter!
Nein, nein, Ihr seid mir viel zu wüst!
Die rothe Nase! Gott, wie greulich!
Die langen Ohren sind ganz abscheulich,
Und daß Ihr keinen Schnurrbart habt,
Das find' ich unverzeihlich!

Der Ritter und sein todthungriger Knappe werden dann von einem Wunderdoctor, jener in einen Adonis, dieser — weil er dem Doctor sein Mittagbrot gestohlen — in einen Esel verwandelt. Der schlafenden Prinzessin aber giebt der Zauberer einen Liebestrank ein. Bei ihrem Erwachen entwickelt sich nun eine Scene, die allerdings stark an die ähnliche im Sommernachtstraum zwischen Titania und Bohnenblüth sich abspielende erinnert, aber doch auch wieder mit einem so originellen, derb schalkhaften Humor gegeben ist, daß man diese Reminiscenz gerne vergißt. Der abgewiesene verzweifelnde Ritter ergiebt sich ganz dem letzten Trost.

Ritter: Bist auf ewig mir abwendig,
Meine Liebe bleibt beständig.
Meine Lieb' ist überschwänglich,
Meine Treue unvergänglich,
Aber etwas muß der Mensch doch haben,
Sein krankes Herz daran zu laben;
Darum ist es wohl natürlich
Und durchaus nicht ungebührlich,
Wenn ein Herz, das treu geliebt,
Endlich sich dem Schnaps ergiebt.
(Er trinkt die Flasche leer.) Schwapps!

Arie: O, Kranewitter etc. (wie oben).

Einem komisch-zärtlichen Duett der verliebten Prinzessin und ihrem Eselsknappen folgt ein grausiger

Geisterchor.
Weh, weh, weh, weh!
Im Herzen sitzt die Todeswund',
Wir steigen aus des Grabes Grund,
Wir steigen aus des Grabes Nacht,
Weil Liebesgram uns umgebracht. —
Die Zeit ist kurz, die Zeit vergeht,
Kehr' um, kehr' um, eh' es zu spät!

Dann wird durch eine Zauberformel des Wunderdoctors der tolle Spuk gelöst und endlich die unwandelbare Liebestreue des Ritters durch süße Gegenliebe belohnt.

Aus dieser Zeit des Münchener Aufenthaltes stammt auch noch folgendes heitere Abschiedsgedicht, in welchem Busch in liebenswürdiger Weise über die Eigenthümlichkeiten eines scheidenden befreundeten Collegen scherzt, der als Norddeutscher und auf dem Umwege über Italien nach München übergesiedelt, in seinen Lebensgewohnheiten und Sitten trotz aller Mühe und trotz der angeschafften, unvermeidlichen grauen Juppe sich die oft übergroße Einfachheit der damaligen jüngeren Münchener Künstler nicht recht angewöhnen konnte.

Also willst du wirklich scheiden?
K . . . . ., willst du wirklich fort?!
Wie der Wind in Trauerweiden
Säuselt dieses Klagewort.

Ach, mein Herz, es schrumpft zusammen
Wie ein welkes Rosenblatt,
Fern von den gedämpften Flammen
Deines Auges feurig-matt.

Weinend senkt mein Herz das Köpfchen,
Weinend sehnt es sich nach dir:
Laß mir die „Pomadetöpfchen"
Doch als Thränenkrüge hier!

Ach, ich kann dem Strom nicht wehren,
Der von meinem Auge rinnt,
Roth wie jene „rothen Beeren",
Die an deiner Weste sind.

Und ich fühle mit Erbeben,
Wenn ich in die Ferne schau',
All mein Denken, all mein Leben
Ist wie deine „Juppe grau".

Eines nur läßt mich gesunden
Von dem Leid, das mir geschehn:
„Wiener Balsam“ meinen Wunden
Ist allein das Wiedersehn!

Nun, so trag' ich denn die Leiden,
Keiner hemmt des Schicksals Lauf!
Lebe wohl!! An Trauerweiden
Häng' ich meine Leier auf. —

Denselben lustigen Spottvogel hört man in dem dramatischen Scherz „Schuster und Schneider“, der, ebenfalls von Kremplsetzer componirt, ein Lieblingsstück bei humoristischen Aufführungen von Gesangvereinen geworden ist.

(Die Schuster und die Schneider sitzen an zwei Tischen; über denselben Herbergszeichen. Jeder Geselle hat einen Maßkrug vor sich.)

Chor der Schuster und Schneider:
O Dannabaum, o Dannabaum!
Wie grün sind deine Blät—ter!

Altgesell der Schuster:
Ihr Brüder, nehmt das Glas zur Hand
Und reichet euch die Hände!
Die Schuster und die Schneider leben hoch!

Chor: Sie leben hoch! Die Schuster und die Schneider leben hoch!

Altgesell der Schuster:
Was hab' ich nur im Bauche drin,
Daß ich so schrecklich durstig bin?
Das muß der Vogel Bieröl sein
Mit sieben Jungen obendrein,
Die können noch nicht laufen
Und wollen alle saufen,
Die Alte im Maß,
Die Jungen im Glas.

Chor: Frisch auf, Gesellen, stoßet an,
Daß unser Vogel saufen kann!

Altgesell der Schuster:
Und nun, Gesellen, sagt mir an,
Ob auch der Vogel singen kann?
Leer' du das Glas bis auf den Grund,
So fliegt der Vogel in den Schlund
Und singt in deiner Kehle
Wie eine Philomele.
Tralirum trala,
Kein Bier ist mehr da!

Chor: Frisch auf, Gesellen, etc.

Chor der Schuster:

Wir Schuster, wir, wir, wir,
Wir trinken doch das allermeiste Bier!

Chor der Schneider:

Wir Schneider, wir, wir, wir,
Wir sind die Allerschöneren allhier!

Chor der Schuster: Wir Schuster wir!

Chor der Schneider: Wir Schneider wir!

Chor der Schuster: Meck, meck, meck!

Altgesell der Schuster:

Es war einmal ein Schneiderlein
Mit Nadel und mit Scheer',
Der liebt ein Mädel hübsch und fein,
Ach, Gott! so sehr, so sehr.

Chor der Schuster: Meck, meck, meck, meck!

Altgesell der Schuster:

Er kam zu ihr in später Stund'
Und red't so hin und her,
Ob er ihr etwa helfen kunt
Mit Nadel und mit Scheer'.

Chor der Schuster: Meck, etc.

Altgesell der Schuster:

Da dreht das Mädel sich herum
Und sagt: o je, o jemineh!
Dein' Nadel ist so klein und krumm,
Geh', geh', mein Schneider, geh'!

Chor: Meck, etc.

Altgesell der Schuster:

Der Schneider schrie: „Du falsche Dirn',
Hätt' ich dich nie gekannt!"
Er kauft' sich einen Faden Zwirn
Und hing sich an die Wand.

Chor: Meck, etc.

Altgesell der Schneider:

Es war ein Schuster schwarz und frech,
Der pippt' und pappte ganz von Pech
Und wollte ohne Zagen
In der Dämmerung
Ein Mädel jung
Ueber den Leisten schlagen.
Ein braver Schneider kam dazu —

Chor der Schuster: Meck, meck, meck, meck.

Altgesell der Schneider:
Ein braver Schneider kam dazu —

Chor der Schuster: Meck, meck, meck, meck.

Chor der Schneider: Potz Sapprement!
Hat's bald ein End?
So wie uns scheint,
Sind wir gemeint.
Was hat das „Meck"
Für einen Zweck?

Altgesell der Schuster:
Dös kümmert di an Dreck!

Chor der Schneider: Dreck!? —
Der Dreck, der fordert Blut —

Chor der Schuster: Nur Muth, nur Muth!

Altgesell und Chor der Schneider:
Will Einer sich erdreisten,
So seid mir nur nicht faul
Und schlagt ihn mit den Fäusten
Aufs Maul!

Chor der Schuster: Aufs Maul!

Altgesell und Chor der Schuster:
Und kommt er dann in Zoren
Und hat noch nicht genug,
So schlagt ihm um die Ohren
Den Krug!

Chor der Schneider: Den Krug!

Nachtwächter (tritt auf):
Silentium! — Wer wagt es noch so spät die Ruhe der Nacht zu stören? Schon tönte längst vom Thurm zu Notre-Dame die zwölfte Stunde. Auseinander, meine Herren, auseinander!

Chor der Schuster und der Schneider:
Stille, still, wir müssen gehn,
Schon hat es zwölf geschlagen,
Wir müssen uns vertragen,
Bis wir uns wiedersehn.

(Nach der zweiten Wiederholung gehen die Schuster und Schneider, den Chor singend, langsam hinaus. Die Bühne wird frei und man hört hinter derselben nach einer kleinen Pause eine große Schlägerei. Der Altgesell der Schneider kommt spornstreichs zurück und springt mit einem Satz in den Souffleurkasten.)

Finis.

Wie großen Anklang dieser reizende Gelegenheitsscherz allgemein fand, das geht schon daraus hervor, daß er bis heutigen Tages noch in verschiedenen Künstlervereinen häufig zur Aufführung gelangt. Und es würde dies gewiß noch häufiger der Fall sein, wenn es nicht mit so bedeutenden Schwierigkeiten verknüpft wäre, dazu die Partitur zu bekommen. Auch in Paris im deutschen Sängerbund kam er mit großem Beifall zur mehrmaligen Aufführung.

Einer andern zweiaktigen Operette „Der Vetter", welche ebenfalls eine gemeinschaftliche Arbeit Buschs und Kremplsetzers ist, wurde dieser glückliche Erfolg nicht zutheil; sie kam nur zur einmaligen Aufführung im Münchener Residenztheater, denn obwohl sie einerseits viel Anklang fand, so hatte man doch gegen eine Wiederholung Bedenken, weil eine Scene darin vorkam, welche für Nervenschwache etwas zu drastisch wirkte.

So frequentirte denn Busch fernerhin andere Wege zum Herzen des Volkes, auf denen er keine hohen Intendanzen als Vermittler nöthig hatte.





Drittes Kapitel.

Es wohnen die hohen Gedanken
In einem hohen Haus.
Ich klopfte, doch immer hieß es:
Die Herrschaft fuhr eben aus!

Nun klopf' ich ganz bescheiden
Bei kleineren Leuten an.
Ein Stückel Brod, ein Groschen
Ernähren auch ihren Mann.

Kritik des Herzens.

Mittlerweile war durch die Fliegenden Blätter und die Münchener Bilderbogen der Name „Wilhelm Busch" in die weitesten Kreise gedrungen. Das merkten vor Allem die Verleger an dem horrenden Absatz der Buschnummern. Doch sorgten sie nach besten Kräften dafür, daß dieses erfreuliche Factum dem jungen Künstler möglichst verborgen bleibe, denn in ihrem Interesse lag es nun ja, ihn so lange wie möglich für ihr Unternehmen allein und zugleich so anspruchslos wie möglich zu erhalten. Und aus Erfahrung wußten sie zur Genüge, daß die künstlerische Anspruchslosigkeit, so fest gewurzelt sie auch scheine, niemals einen Erfolg überlebe. Ihre Bemühungen aber, welche zwar der schaffensfrohe Mitarbeiter durch die vollständigste Sorglosigkeit unterstützte, sollten doch schließlich matt gesetzt werden.

Eines Tages wurde Busch in seiner Wohnung von dem Stuttgarter Verleger Ed. Hallberger aufgesucht. Dieser drückte ihm sein Vergnügen darüber aus, daß er ihn endlich, nach langem Suchen, entdeckt habe. Er habe sich schon vor längerer Zeit an Braun u. Schneider mit der Bitte um Angabe seines Aufenthaltes gewandt, doch stets die Antwort erhalten,

daß man denselben nicht wisse. Ebenso sei es dem Leipziger Grote und anderen Verlegern, die sich darum bemüht, ergangen. Deshalb habe er jetzt persönlich Nachforschungen angestellt und damit erfreulicherweise mehr Glück gehabt.

Nun erhielt Busch von den verschiedensten Seiten Bestellungen zu neuen Humoresken und dieser sichtliche Erfolg wirkte nur anregend und erfrischend auf seine Productionskraft. Bei Hallberger erschienen von ihm „Die kühne Müllerstochter", „Der Schreihals", „Die Prise" und „Hans Huckebein, der Unglücksrabe", „Das Pusterohr", „Das Bad am Samstag Abend", von denen namentlich Hans Huckebein eine ganz ungewöhnliche Popularität erlangte; ja von Vielen wird dieses Werkchen, in welchem sich allerdings auch die eingehendste Naturbeobachtung mit dem drolligsten Schalkshumor zu köstlicher Harmonie paart, für seine vollendetste Arbeit gehalten.

Doch Fortuna und nicht minder die Muse sind unbeständige Göttinnen. Noch durfte sich Busch nicht zu ihren erklärten unfehlbaren Günstlingen rechnen.

Von dem Verleger Grote, der mit einer illustrirten Classiker-Ausgabe beschäftigt war, erhielt er die Bestellung, die Kortümsche „Jobsiade" zu illustriren. Nachdem er schon eine große Anzahl Zeichnungen hierzu fertig gestellt hatte, zerschlug sich aber das Unternehmen und die Illustrationen blieben liegen. Später hat Busch den alten Text umgemodelt, für seine Zeichnungen zurecht gemacht und in dieser neuen Gestalt wurde das Werkchen dann von F. Bassermann herausgegeben.

Von dem Verleger Richter in Dresden, einem Sohne des Malers Ludwig Richter, erhielt Busch die Bestellung zu einem Bilderbuch, das unter dem Titel „Bilderpossen" erschien. Daraufhin bot er demselben Verleger eine zweite Arbeit ähnlichen Genres an, betitelt „Max und Moritz. Eine Bubengeschichte in sieben Streichen", welche ihm Richter aber bald zurückschickte mit dem Bemerken, er habe mit seiner ersten Arbeit einen so geringen Erfolg erzielt, daß er nicht riskire, eine zweite von ihm herauszugeben. Auch habe er die letztere seinem Vater und verschiedenen Dresdener Künstlern vorgelegt, welche ihm alle entschieden von der Annahme abgerathen. (Die „Bilderpossen" übernahm später ebenfalls der Verleger Fr. Bassermann.)

Nun mußte der also Refüsirte doch wieder zu seinen alten Verlegern Braun u. Schneider gehen, so wenig zufrieden er auch mit ihnen war. Die alten Praktiker hatten denn auch einen besseren Blick für die Gang-

barkeit dieses Artikels und nahmen ihn, sich ins Fäustchen lachend, ohne Umstände an. Mit diesem Werkchen, Max und Moritz, haben sie wohl das brillanteste Geschäft gemacht; der Absatz desselben wurde ein ganz enormer. Wie es dem zum Gemeingut gewordenen Kinderbuch „Der Struwwelpeter" in künstlerischer Beziehung bei weitem überlegen ist, so machte es diesem auch bald in der allseitigen Beliebtheit den Rang streitig. Mehr noch wie jene Abschreckungsexemplare von Bösewichtern, wie „Der Suppenkasper", „Der Daumenlutscher", „Der Zappelphilipp" ꝛc., wurden die stets zu den tollsten Streichen aufgelegten Buben „Max und Moritz" für Groß und Klein zu volksthümlichen Figuren, und die wirksamsten Verse des Büchleins zu geflügelten Worten. In Studentenkreisen wurden die lustigsten Stellen des Textes bei passenden Gelegenheiten nach einer bekannten Melodie abgesungen und abwechselnd mit heiteren Volksliedern hörte man 1870 beim Einmarsch in Frankreich auch häufig diese gelungenen Weisen eines unverwüstlichen Humors in den Reihen der siegreich vordringenden Truppen erklingen.

Noch populärer wurden die bekannten Figuren der scherzhaften Dichtung, als sie nach einiger Zeit (in einer geschickten dramatischen Bearbeitung) für Kindervorstellungen auch auf der Bühne in leibhaftiger Gestalt erschienen. Da sind außer den beiden Rangen Max und Moritz namentlich die Wittwe Bolte,

„Die das auch nicht gerne wollte"

und der Schneidermeister Böck äußerst dankbare komische Rollen, die bei rechter Vertretung stets den hellsten Jubel der Kinderwelt hervorrufen.

Es liegt auf der Hand, daß bei solchen eclatanten Erfolgen der originellen Erzeugnisse auch der Aufschwung der pecuniären Verhältnisse des Autors nicht ausbleiben konnte. Selbst Braun u. Schneider mußten der veränderten Situation Rechnung tragen und mit der Zeit wenigstens einigermaßen ihre Knickrigkeit fahren lassen gegenüber dem Vielbegehrten, um dessen Arbeiten bereits sich die Verleger rissen. Doch viel war nicht zu wollen, und Busch war schließlich froh, als die Verbindung vollständig gelöst war. So sagt auch Paul Lindau in »Nord und Süd«:

„Dem vor Kurzem verstorbenen Gründer und Verleger der »Fliegenden Blätter« sind in allen Zeitungen die rühmlichsten Nekrologe gewidmet worden; nach dem, was ich von Wilhelm Busch selbst gehört habe, möchte ich die Hand ins Feuer darauf legen, daß keine dieser rühmlichen Nachreden von dem Verfasser von »Max und Moritz« herrührt. Busch hat für einige seiner beliebtesten Bilderbogen und auch für »Max und Moritz«,

das dem Verleger Tausende und aber Tausende eingebracht hat und immer noch einbringt, Honorare bezogen, die nicht nur in gar keinem Verhältnisse zu dem Werthe der Sache stehen, sondern auch als Bezahlung für eine unglückliche Anfängerarbeit als ganz ungewöhnlich knapp bemessen bezeichnet werden müßten. —"

Nun brauchte der Vater daheim nicht mehr über „brodlose Künste" zu klagen; jetzt brachten sie noch einiges mehr wie das „Brod" ein, so daß der also Beglückte auch etwas mehr für seine „Vergnügungen" hätte verwenden können. Aber darin brachten die besseren Verhältnisse keine Veränderungen hervor. Nach wie vor saß Abends beim Lettenbauer die bekannte fidele Ecke sorg- und zwanglos bei der „Moaß". Das war ein urgemüthliches Treiben damals in dem Hinterstübchen der unscheinbaren Kneipe in der Landwehrstraße. Da verkehrten in der ungezwungensten Weise Künstler wie A. von Ramberg, Lindenschmidt, Diez, Gabriel Max, Lenbach, Gedon, Leibl, Defregger, Schraudolph, Hanfstängl, Reinherz rc. als Stammgäste; zur Zeit der internationalen Ausstellung kamen berühmte auswärtige Gäste wie Courbet, Knaus u. A. und freuten sich über den freien, echt künstlerischen Ton der heiteren Tafelrunde. Da wurde gesungen und gespielt und vor Allem des Trinkens und auch des Maulfechtens nicht vergessen. Busch war in diesem Kreise natürlich kein Spielverderber, aber auch kein Lauter; er machte auch hier in der Regel nur den stillvergnügten Beobachter und manche werthvolle Studie für seine so köstlich dargestellten Kneipgesellen in „Haarbeutel" und an so vielen anderen Stellen wird er hier gemacht haben, manche unbezahlbare Idee wird ihm in dieser Anregung aufgegangen sein.

Im Verein „Jung-München" sah man dieses toll-geniale Treiben der Exkneipe nur mit schlecht verhaltenem Neide. Das Vereinslocal befand sich damals in der Promenadenstraße beim „Kappler", einer Wirthschaft, aus welcher heutzutage ein modern eingerichtetes, elegantes Hotel geworden ist, die aber zu jener Zeit noch das Muster einer echten altmünchener Schenke war. Aber trotz aller anheimelnden Gemüthlichkeit des Locals, trotz der Vorzüglichkeit des Biers wollte mit der Zeit doch kein rechtes Leben mehr aufkommen. Man bemühte sich deshalb nach besten Kräften, die Abtrünnigen vom Lettenbauer wieder heranzuziehen, aber die Anstrengungen waren vergebens; es bildete sich im Gegentheil immer mehr aus der Ex- eine Oppositionskneipe. Und in der Oppositionspartei saßen die dominirenden Elemente, deren Haupt, wenn auch unausgesprochen, durch seine geistige Bedeutung, durch die Verve seines überlegenen Witzes, doch Wilhelm Busch war.

So fristete der Verein eine Zeitlang ein ziemlich kümmerliches Dasein. Die Kneipzeitung »Der Beiwagen« hatte sich immer mehr verfahren.

Da erschien eines Tages von der Opposition herausgegeben eine Anti-Kneipzeitung unter dem Titel „Der Knotenstock", und dieser derbe Dreinschläger mit seinen wuchtig-satirischen Geißelhieben machte dem Hinsterbenden vollständig den Garaus. Von zwei humoristischen Aquarellen, welche Wilhelm Diez entworfen und zu denen Busch den begleitenden Text geschrieben hatte, zeigte das eine, wie „Der politische Beiwagen" mit seinen hochmüthigen Insassen an einem Bergabhang stolz dahinfährt, wodurch die bescheidenen Fußgänger an die Wand gedrückt werden, während auf dem zweiten der Wagen in die Tiefe hinabgekollert ist, die mit dem Knotenstock bewaffneten Fußgänger dagegen in Sicherheit auf der Höhe stehen. Die hierin ausgedrückte Prophezeiung sollte sich bald genug erfüllen, aber die Opponenten, welche diese Revolution bewerkstelligt, hatten damit doch nur, wie Diez später selbst zugestand, den Zweig abgesägt, auf dem sie selber saßen, denn der Verein „Jung-München" hatte in seiner Blüthezeit für das gesellige Leben der Künstlerkreise doch einen bedeutsamen Vereinigungspunkt geschaffen und sehr viel Schönes und Anregendes war bei diesem collegialen Zusammenwirken entstanden. Nachdem er nun ein so jähes Ende gefunden hatte, dauerte es eine geraume Zeit, bis wieder eine ähnliche Verbindung junger strebsamer Talente mit frischem Muth seine Stelle zu ersetzen suchte.

Der Stammtisch beim Lettenbauer hielt noch etwa bis zum Jahre 1872 zusammen. Aber Wilhelm Busch, ein so eifriges Mitglied desselben er auch jederzeit war, machte doch nicht hier seine Hauptstudien. Er nahm es im Gegentheil damit von jeher sehr ernst. Mit Vorliebe vertiefte er sich in alten Schriften und war thatsächlich in Büchern oft ganz vergraben. So beschäftigte er sich viel mit Sprachforschung und interessirte sich namentlich für die verschiedenen Dialecte. Es machte ihm beispielsweise sehr viel Spaß, von einem Freunde, der aus Aachen gebürtig war, etwas in echtes Aachener Plattdeutsch übersetzt zu hören. Auch wurde er nicht müde, sich von diesem Studiengenossen, der Katholik war und eine Schwester hatte, die im Kloster war, über Verhältnisse der katholischen Kirche und des klösterlichen Lebens, die dem Protestanten Busch ganz fremd waren, möglichst eingehend erzählen zu lassen und sich auch aus Büchern über diesen Gegenstand zu informiren. Bei diesem Interesse verrieth er dem Collegen aber keine Spur des späteren Satirikers, sondern machte demselben

nur den Eindruck des ernsten Forschers, der sich womöglich noch zu besserer Einsicht bekehren ließe.

Mit ganz besonderem Eifer betrieb er das Studium der Philosophie. Und wen hat er sich zu seinem Leib- und Lieblingsphilosophen erwählt, mit dessen Schriften er sich jahrelang auf das eingehendste beschäftigte? — Na, wer's nicht weiß, wird's sicherlich nicht errathen. Man denke nur: nicht Demokrit, nicht Epikur, nein — Schopenhauer! — Ist das nicht ein Contrast, um auf den Rücken zu fallen vor Erstaunen!? Schopenhauer und Busch, — der erste und größte aller Pessimisten und der erste und größte aller Humoristen, — das ist doch zu drollig!

Nun ist allerdings zu bedenken, daß dieses Studium in eine Zeitperiode fiel, als die Schopenhauerschwärmerei anfing „Mode" zu werden. Und gegen den Einfluß dieser allgewaltigen Göttin mag selbst ein Wilhelm Busch nicht gänzlich gefeit sein. Aber trotz der eingehendsten Beschäftigung mit jener Philosophie muß ihre Beeinflussung bei Busch doch auch eine sehr vorübergehende gewesen sein, denn in seinen eigenen Arbeiten zeigt es sich, daß der begeisterte Jünger zu einer besseren Philosophie gelangt ist wie sein Lehrer, nämlich zu einer praktisch verwendbaren. Schopenhauer kommt bei allen seinen tiefsinnigen Deductionen (vulgo Phrasendrescherei) zu einem Resultat, das nicht einmal ihm selber fruchtet, wie viel weniger also Anderen, — dem der Askese. Wie kerngesund klingt dagegen die lebensfreudige praktische Philosophie Buschs mit ein paar Worten:

Was mit dieser Welt gemeint,
Scheint mir keine Frage,
Alle sind wir hier vereint
Froh beim Festgelage.

Setzt euch her und schaut euch um,
Voll sind alle Tische;
Keiner ist von uns so dumm,
Daß er nichts erwische.

Jeder schau' der Nachbarin
In die Augensterne,
Daß er den geheimen Sinn
Dieses Lebens lerne.

Sind diese paar Strophen nicht mehr werth wie ganze Bände Schopenhauer?! — Wer das bezweifelt, der ist zu bedauern.

* * *

Wahrnehmbarer aber wie in dieser Beziehung ist der Einfluß der Zeitströmung auf die Busch'sche Geistesrichtung in verschiedenen anderen Momenten.

Das „tolle" Jahr 1848 fand den in feurigem, aber noch nicht geklärtem Streben vorwärts stürmenden Jüngling in Hannover als Eleve des Polytechnikums. Natürlich bei dem Trubel mußte er auch dabei sein, doch war es mehr Spielerei wie bitterer Ernst, dies Exerciren mit der alten Muskete, die zwar gehörige Stöße versetzte, aber danach schmeckte das Bier dann famos und dabei wurden selbstverständlich die verwegensten Rodomontaden gehalten.

Diesem kurzen Jubel des begeisterten Freiheitsrausches folgte die lange katzenjämmerliche Ernüchterung der Reaction in den fünfziger und sechziger Jahren. In dieser Zeit sehen wir den Künstler sich in aller Stille entwickeln und reifen. Auf dem öffentlichen Felde der Politik durfte so gut wie nichts in Scherz, geschweige denn in überlegenem Spott riskirt werden; also begnügte sich der Schalk, der sich längst zu höheren Aufgaben berufen fühlte, nur harmlose, lustige Schnurren zu veröffentlichen, während er daheim im stillen Kämmerlein an den schärfsten Pfeilen schnitzte in der abwartenden Ueberzeugung, daß dafür die Zeit schon kommen würde. Und die Zeit kam! Die große Zeit des Aufschwunges, die Männer brauchte, fand ihn auch als ganzen Mann und wußte es ihm Dank; fand sie doch so viele Memmen, wo sie Männer suchte. Als gereifter Mann trat Busch muthvoll in die Reihen der Kämpfer, zwar nicht der mit Säbel und Lanze, sondern der mit den schneidigen Waffen des Geistes dreinhauenden.

In dem lauten Gedröhne der Kanonen war nicht die klare Einsicht durchgedrungen, wo eigentlich der Stein des Anstoßes lag; daß nicht zwischen Berlin und Paris, sondern eigentlich zwischen Berlin und Rom der Kampf zum Austrag zu bringen sei. Erst als das laute Kriegsgerassel schwieg, dämmerte bei ruhiger Erwägung allmählich die bessere Einsicht, daß Paris nur eine Versuchsstation, ein vorgeschobener Posten gewesen war, um die zu mächtig werdende Burg des Protestantismus zu brechen. Man erkannte, daß die Kaiserin Eugenie nur eine Puppe in den Händen der Jesuiten war und daß diese Puppe wieder ihre Marionetten, ihren Louis und Lulu tanzen ließ und daß jetzt, nachdem dieser hohle Flitterkram mit sammt den Hampelmännern glücklich beseitigt war, erst die eigentliche directe Abrechnung komme, daß nach diesem blutigen Vorspiel nun doch erst mit den höheren Waffen des Geistes der große Culturkampf auf-

genommen und ausgefochten werden müsse, der nicht in ein paar Tagen oder Monaten abzumachen sei.

Jetzt erst wurde der gewaltige Mann, der in seinem offenen markigen Sinn mit eisernem Tritt die lügnerische Schlangenbrut an der Seine niedergeschmettert hatte, in seiner wahren Größe ganz erkannt und, was immer auch er bisher an unvergleichlichen Triumphen, an unvergänglichen Lorbeeren geerntet haben mochte, jetzt erst wurde ihm der höchste Siegespreis, die innigste Verherrlichung als Vollbringer der größten Wohlthat für die Menschheit entgegengetragen. Seine ritterliche Erscheinung im glänzenden Kürassierpanzer — die schon von Robert Hamerling in einer dramatischen Apotheose als das Urbild des deutschen Volksgeistes, als Verkörperung des mythischen Urahnen Teut, der Jahrhunderte lang wie in schlafähnlichem Traumzustand als Großknecht Michel gedient hatte und nun zum politischen Bewußtsein seiner Kraft und Freiheit erwacht war, gefeiert wurde — erhielt jetzt in der Vorstellung des Volkes eine gewisse Aehnlichkeit mit dem idealen Bilde des deutschen Schutzpatrons, des Erzengels Michael, der dem alten giftigen Drachen vollständig den Garaus macht. Welch eine Teufelsbrut unter dem Popanz dieses Drachens zu verstehen ist, darüber hatte ja schon vor etlichen Jahrhunderten der Satiriker Fischart in seinem „Jesuiterhütlein" dem deutschen Volke in ausführlicher und unverblümter Weise die Augen geöffnet. Nur wollte sich noch immer kein Erzengel Michael in schimmernder Rüstung blicken lassen. Jetzt schien er den Harrenden in Gestalt des eisernen Kanzlers leibhaftig herniederzusteigen.

Diese Ansicht kommt auch in einem Aufsatz der von Treitschkeschen „Preußischen Jahrbücher" (Mai 1886) zum Ausdruck, in welchem es also heißt:

„An dieser Stelle gedenken wir des Umstandes, daß keine der großen Handlungen des Fürsten Bismarck ihn so in der Ehrfurcht und Bewunderung seiner Zeitgenossen gehoben hat, wie das Unternehmen des Culturkampfes. Es kann dabei ja nicht von einer Einstimmigkeit der öffentlichen Meinung die Rede sein, denn die katholische Meinung gerieth in eine von Tag zu Tag heftigere, theils natürliche, theils künstlich angefachte Erregung gegen den mächtigen Staatsmann. Aber auch das Urtheil der protestantischen Kreise war von Anfang wie im Verlauf keineswegs übereinstimmend. Dennoch thun wir jene Aeußerung mit Bedacht. Durch die tiefen und aufrichtigen Naturen, in der Menge bei weitem die Minderzahl, aber auf die Dauer überall die Leiter der Menge, ging ein Gefühl des Erstaunens und der Freude, daß diesem Manne gelingen könne hinauszuführen, was Luther mit übermenschlicher Anstrengung unternommen, aber nicht vollendet hatte. Man hatte sich gewöhnt, den Protestantismus, seitdem die Gegenreformation sein Fortschreiten zum Stillstand gebracht, dem Verfall entgegengehen zu sehen, namentlich Macaulay hatte diese Annahme für die populäre Ansicht einleuchtend gemacht. Der Protestantismus, so ungefähr hatte er seine Leser belehrt, hat die Intensität seines Prinzips eingebüßt durch

innere Spaltung und durch den Fortschritt der Aufklärung; wer noch Religion haben will, wird gleich Katholik, wer sie nicht haben will, wird Freidenker oder Atheist; im Rahmen der alleinseligmachenden Kirche werden sich wie vordem die Gläubigen und Ungläubigen sammeln. — Den ganzen Hintergrund dieser Fernsicht vermochte der oberflächliche Rhetor, der sie eröffnete, sich nicht auszumalen. Vor vierzehn Jahren aber schien die Sache des Protestantismus, wie manche andere verlorene und unmögliche Sache, in der Hand des Fürsten Bismarck dem endlichen Triumph entgegenzugehen; die wahre Vollendung der deutschen Einheit, die wahre Herstellung der deutschen Nationalität schien nun erst gesichert zu werden. Auch in der Menge der Gleichgültigen, denen weder am Protestantismus noch am deutschen Volksthum etwas liegt, rief der Beginn des Culturkampfes die verwunderte Frage hervor: soll dieser gewaltige Mann, dem bisher Alles geglückt ist, imstande sein, die Fessel Roms zu zerbrechen, an der zuletzt noch ein Napoleon vergebens gerüttelt hat?? — —"

Und in diesem gigantischen Geisteskampfe führte nun auch Wilhelm Busch, der bis dahin so harmlose Scherzmacher, jetzt die Maske abwerfend und zum Titanen wachsend, Streiche von weithinreichender vernichtender Wucht. Wenngleich durch Erziehung Protestant, stellte er sich doch nicht auf den einseitigen Standpunkt des Protestantismus oder des Racenunterschieds, sondern auf den freien allgemein menschlichen der Vernunft. Und eben weil er sich vorher durch seine lustigen Streiche zum Liebling des Volks gemacht, deshalb hörte man gerne auf ihn, deshalb war die Wirkung seiner Schläge eine so eindringende, gar nicht abzuwehrende.

Der erste dieser seiner neuen Streiche lautete: „Der heilige Antonius von Padua." Busch, in einer stockprotestantischen Gegend aufgewachsen und erzogen, kannte nichts von katholischem Wesen und dessen Anschauungen. Als es ihm später draußen, namentlich in München, deutlich genug entgegentrat, interessirte es ihn zunächst als etwas ganz Neues. Sein gesunder Menschenverstand mußte jedoch an mancher Widersinnigkeit Anstoß nehmen, die dann unwillkürlich zum Lachen reizte. Am meisten amüsirte ihn die Lehre von der Heiligkeit mit der Voraussetzung, daß Einer einen Ueberschuß von Verdienst durch gute Thaten erwerben und von diesem noch Anderen zu gute kommen lassen könne, also das gerade Gegentheil von der protestantischen Auffassung, wonach alle Selbsthülfe nicht einmal ausreicht, auch des besten Menschen nicht, um das Himmelreich zu erlangen, sondern daß dazu eine Mithülfe göttlichen Verdienstes erforderlich ist.

Als er nun die Legende vom heiligen Antonius kennen lernte, da lag der Stoff vor ihm, den er suchte. Er brachte ihn in Reime, machte die Zeichnungen dazu und die beste aller Satiren war fertig. Noch aber war die Zeit zur Veröffentlichung nicht gekommen und so erschien sie vorläufig nur in der Kneipzeitung Jung-Münchens; es ist leicht erklärlich, daß in

dieser ursprünglichen Bearbeitung manche Stelle derber klingt, als sie dem Magen eines unberechenbaren Publikums zugemuthet werden darf. Der Verleger Hallberger, welcher, wie erwähnt, mit Busch in geschäftliche Verbindung getreten war, lernte die Arbeit kennen und kaufte vom Verfasser dieselbe, Text und Zeichnungen, für 500 Thaler. Bei näherem Ueberlegen ging ihm aber die Courage aus, ein so aggressives Buch herauszugeben und als Verleger die Verantwortlichkeit dafür zu übernehmen. Er war also herzlich froh, es für den Einkaufspreis an einen muthigeren Collegen, Moritz Schauenburg in Lahr, los zu werden. Dieser druckte es nun und brachte die ersten fertigen Exemplare mit zur Leipziger Messe. Der Erfolg des originellen Werkchens gleich hier beim ersten Vorzeigen im Kreise der Buchhändler gelegentlich eines gemeinschaftlichen Frühschoppens war ein noch nie dagewesener. Sofort konnte der glückliche Verleger tausende von festen Bestellungen aufnehmen, die sich im Laufe der nächsten Zeit noch steigerten. Da gab es denn Auflage auf Auflage, bis die dringende Nachfrage einigermaßen befriedigt war.

Daß die Aufnahme im Publikum eine sich durchaus widersprechende war, auf der einen Seite jubelndes Entzücken, auf der andern Seite maßlose Entrüstung, und daß von der letzteren, da die sonst beliebte Methode des Todtschweigens nicht mehr angebracht schien, die wüthendste Hetze gegen dieses „frivole Elaborat“ mit allen nur denkbaren Mitteln losgelassen wurde, habe ich früher bereits erwähnt. An dem Wehegeheul der Getroffenen ließ sich die Wucht des Hiebes bemessen. In der ultramontanen Presse überbot man sich gegenseitig an eingefleischter Gehässigkeit der klobigsten Schmähartikel. Nicht nur von der Kanzel herab wurde das „erzketzerische Erzeugniß frechster Gottlosigkeit“ mit aller Verve des rechtgläubigen Fanatismus verflucht und zu seiner Vernichtung aufgefordert, nein auch aller Orten, wo sich nur eine Spur von Anlaß dazu bot. Das zeigt sich auch in einer zu jener Zeit passirten Begebenheit, von welcher ich zufällig Zeuge war.

An die Bahnhofs-Buchhandlung in D . . . . . . d trat ein Geistlicher heran und musterte mit scharfer Brille die ausgelegten Bücher. Einzelne schienen ihn ganz besonders zu interessiren. Plötzlich wandte er sich an den nebenstehenden Buchhändler mit der Frage: „Bitte, entschuldigen Sie, sind Sie vielleicht katholisch?“ — Der Angeredete ward sichtlich verlegen ob dieses ganz unerwarteten Verhörs und sein „Ja!“ klang einigermaßen gepreßt, als käme er sich mit einem Male in den Beichtstuhl versetzt vor.

„Wie können Sie als gläubiger Katholik denn so abscheulich gotteslästerliche Bücher zum Verkauf ausbieten?“ fuhr ihn jetzt der Dicke in wesentlich schärferem Tone an, während er vom Tisch den „heiligen Antonius“ von Wilh. Busch ergriff und zornglühend auf den Titel zeigte. —

„Ja, lieber Herr Pastor, verzeihen — Sie gütigst!“ stotterte der Andere, „wie kann ich denn wissen, was in dem Buch da drin steht. Darum können wir Buchhändler uns doch nicht kümmern. Wir können doch nicht all die Bücher lesen, die wir verkaufen. Wir bekommen einfach das, was vom Publikum gewünscht wird, und nur weil dies Buch sehr oft gefragt wird, habe ich es hier liegen.“ —

„So! — Nun, wenn dem so ist, dann sind Sie bishero entschuldigt. Doch jetzt mache ich Sie darauf aufmerksam, daß dieses eines der schändlichsten und gefährlichsten Bücher ist, welches je gedruckt worden, und daß Sie sich der allerschwersten Todsünde schuldig machen, sofern Sie nur das Geringste zur Verbreitung desselben beitragen.“

Der Buchhändler machte ein ziemlich verblüfftes Gesicht und schwieg.

Das Pastörlein fuhr also fort: „Als Katholik wissen Sie, was es mit der Todsünde für eine ernste Bewandtniß hat. Also denken Sie an Ihr Seelenheil und verkaufen Sie niemals mehr ein solches Schandbuch. Ihre Seele müßte sonst mit ewigen Höllenstrafen dafür büßen!“ — Das Gesicht des Buchhändlers wurde noch um eine halbe Elle länger, doch sein Mund schwieg immer noch. — „Ich will Ihnen etwas sagen,“ fuhr der strenge Herr nach kurzem Ueberlegen in milderem Tone fort, „Sie sollen geschäftlich keinen Schaden dadurch haben. Zunächst will ich Ihnen für dieses Exemplar das Dreifache des Preises zahlen. Dafür versprechen Sie mir aber auf das heiligste, daß Sie nie wieder dieses Buch auf Ihren Ladentisch auslegen!“ —

Bei der letzten Rede hatte sich das Gesicht des bedrängten Buchhändlers vollständig aufgeheitert, jetzt ergriff er freudig die dargebotene Rechte und sagte: „Gewiß, Herr Pastor! Das verspreche ich Ihnen gern! Verlassen Sie sich darauf!“ —

Der geistliche Herr zog seine Börse und bezahlte sechs Mark. Dann packte er das vorhandene Buch mit beiden Fäusten und riß es mit einem gewaltigen Ruck mitten durch.

„So, nun werfen Sie es dort in den Ofen! — Ebenso möge es dem frechen Sünder von Verfasser gehen!“ — Damit übergab er die beiden Hälften dem Buchhändler.

Dieser ging damit zu dem gegenüberliegenden Ofen der Bahnhofsrestauration, öffnete die Ofenthür und warf scheinbar die Fetzen in die Flammen. In Wirklichkeit aber ließ er sie mit einer geschickten Schnellfingrigkeit in seine weite Brusttasche verschwinden. Der fromme Herr zog nach freundschaftlich herablassendem Gruß mit dem stolzen Bewußtsein, ein herrliches Werk vollbracht zu haben, seines Weges. — Wieder ein anderes Interesse dagegen, — wie es in der Verschiedenartigkeit des Geschäftes begründet liegt, — beseelte den zurückbleibenden Buchhändler. Zu Hause holte er den Leimtopf hervor und leimte das vom Feuertode errettete Exemplar ganz sorgfältig wieder zusammen, und bald war es zum zweiten Male verkauft und zwar mit Beigabe seiner Historie zu einem fast ebenso hohen Preise wie das erste Mal. Von jetzt ab fand man den heiligen Antonius nicht mehr auf dem schmalen Ladentisch an der hervorragendsten Stelle. Es war ihm ein etwas versteckterer Platz angewiesen, aber der Buchhändler meinte die erfreuliche Wahrnehmung zu machen, daß er von dort aus noch rapider abging wie zuvor.

Es zeigte sich eben wieder die Wahrheit des Ovidschen: Nitimur in vetitum, das heißt:

„Wie reizend — ei verflucht! —
Wie süß lockt doch verbot'ne Frucht!“

Und um dem sich ins Fäustchen lachenden Teufel noch mehr in die

Hände zu arbeiten, wurde es von ultramontaner Seite mit gewohnter Energie sogar durchgesetzt, daß in verschiedenen Gegenden, wo sie das Heft in Händen hatte, das verhaßte Werk confiscirt wurde. Vor dem Kreis- und Hofgericht Offenburg wurde die bezügliche Anklage gegen den Verleger erhoben. Die Ultramontanen unserer fortgeschrittenen Zeit stehen eben nicht mehr auf dem beschränkten Standpunkt des Papstes Benedikt XIV., welcher an den Großinquisitor von Spanien schrieb:

„Die Werke berühmter Männer verbietet man nicht, auch wenn sie Mißfälliges oder solches enthalten, was den Werken anderer Schriftsteller ein Verbot zuziehen würde." —

So lange das Buch verboten war, verschwand es von der Oberfläche, aber natürlich nur um desto eifriger im geheimen von Hand zu Hand zu gehen und mit Wollust verschlungen zu werden. Bei einer folgenden Auflage wurden die beanstandeten Stellen fortgelassen, so unter anderen der Schlußpassus: „Es kam so manches Schaf hinein ꝛc.". Glücklicherweise wurde dies nachher wieder aufgenommen; ist es doch wohl der wirksamste, vollkommenste Abschluß, der je zu einem literarischen Kunstwerk ersonnen wurde. In den meisten Fällen wurde später die Confiscation wieder aufgehoben oder wenigstens vergessen, doch giebt es selbst heute noch in einem Lande, dessen Einwohner nicht Kaffern, sondern Deutsche heißen, verschiedene Städte, in denen dieses Buch verboten ist. Wie recht hat doch F. Vischer mit seinem Ausspruch: „Am schlimmsten steht es in dem Lande, das der Satire die meisten Stoffe bietet und sie eben deswegen am strengsten verbietet, in Deutschland." —

Schade nur, daß der große Aesthetiker trotz dieses erkenntnißvollen Ausspruchs sich selbst dieses Deutschlands so würdig zeigt. Seine Kritik des heiligen Antonius tritt mit einer so souveränen Beschränktheit auf, wie man sie von dem strammsten Polizisten kaum protzenhafter verlangen kann. Was er in seinem Aufsatz „Satirische Zeichnung" (Altes und Neues. 1881) Seite 126—129 an Unsinn* zu Tage fördert, übersteigt alle Begriffe und könnte von dem verbohrtesten ultramontanen Heißsporn in

* Die merkwürdigsten Stellen daraus lauten:

„Busch hat seit längerer Zeit den Griffel niedergelegt. Mancher hätte es wohl nicht bedauert, wenn es geschehen wäre, ehe der heil. Antonius und die folgenden Stücke erschienen. Es herrscht ein Naturgesetz in der Produktionskraft, einem Dichter widerfährt es, daß man von ihm sagt: er hat sich ausgeschrieben. (Hätte Herr Vischer dieses Gesetz doch für sich zur rechten Zeit erkannt! E. D.) Busch überschritt die Linie und trieb sich in ein fremdes Element hinein — fremd nicht überhaupt, sondern nur fremd der Natur Buschs, wie man sie bis dahin gekannt und liebgewonnen hatte, und fremd der Natur

trostloser Verblendung gewiß nicht abgeschmackter zu Stande gebracht werden. Woran er hauptsächlich Anstoß nimmt, das sind die Bilder S. 54—60, welche er als pornographisch im schlimmsten Sinne des Wortes bezeichnet; und zeigen nicht diese Bilder gerade, daß kaum Einer weniger Anlage zur Pornographie besitzt wie Wilhelm Busch. Wenn man sie mit den Grevinschen Zeichnungen des Journal amusant vergleicht, so muß Jedem der vollständigste Contrast in die Augen springen, und wer Geschmack an sinnlichen Reizen findet, der wird hier jedenfalls bedauern, daß diese den Busch'schen Zeichnungen so gänzlich fehlen, und daß der Autor sich bei diesen Arbeiten nicht ein wenig von seinen Freunden Heinrich Lossow und Hans Makart hat unter die Arme greifen lassen. Das sind nichts wie derbe, etwas zu deutschplumpe, aber doch sehr ergötzliche Carikaturen auf die Scheinheiligkeit der frömmelnden Prüderie, die eben ihres gedanklichen Witzes halber zu dem Besten gehören, was auf diesem Felde geschaffen worden ist. Welch eine traurig seltsame Unnatur muß nun dazu gehören, um vor diesen formlosen Verzerrungen statt des naturgemäßen Reizes auf das Zwergfell ein „Kitzeln und Krabbeln an der Inguinalregion" zu verspüren! Dazu kann nur ein sonderbarer Heiliger beanlagt sein, der sich erfrecht, zuerst in einem Roman „Auch Einer" die offenbarsten Unflätigkeiten abzulagern

der reinen ungemischten Komik. Bezeichne ich dieses fremde Element als satirisch, so wird man mir Widerspruch mit meinen eigenen Sätzen vorwerfen . . . .

Man fühlt sich ins Zwecklose versetzt, ins ganz Tendenzlose. Und dies war das eigentliche Element Buschs. Mit dem hl. Antonius fing er an, schneidig, sehr schneidig polemisch zu werden, zuerst gegen Pfaffenthum, dann ging es gegen allerhand Lotterwesen in Familie, Sitte, gegen politischen Partikularismus, gegen die Parteien im deutschen Reich. Dagegen ist nun an sich gar nichts zu sagen, im Gegentheil — aber an Busch war man diese Rolle nicht gewohnt; . . . . . Die so scharf gesalzene Ruthe wollte ihm nicht zu Gesichte stehen. (?) Und nun kam zu dieser Wandlung noch etwas hinzu, das war noch fremder. Sogleich im hl. Antonius stach es widerwärtig genug hervor und lief dann durch die weiteren satirischen Hefte. . . . . . Der rechte Komiker als Zeichner läßt ein Weib auf den Kopf stellen und doch die Röcke nicht zurückfallen, er will nichts vom Nackten, außer sofern zufällige Entblößungen lächerliche Noth bereiten. Er ist keusch wie ein lustiger, draller Bub. Er mag unflätig sein, aber er will nichts von winkendem, graziösem, leiser oder lauter mäckerndem Kitzeln und Krabbeln an der Inguinalregion. — Ungern sah man, wie Busch den falschen Griff that sogleich sehr stark im hl. Antonius. Man betrachte die Bilder S. 54—60, der Teufel als Balletdame den Heiligen versuchend, und man wird finden, daß Busch die Linienführung, womit man eine solche Schöne herstellt, sehr los hat. Busch, der geschickt ungeschickte Busch, entpuppte sich nun als ganz gewandter Zeichner und zwar im Pornographischen. Unter Pornographie verstanden die Alten, wie man weiß, schamlose Wollustbilder. Das Wort kann

und dann sich hinzusetzen und in der Kritik sich als Schutzgott der Kunst aufzuspielen, der ihr Heiligthum vor jedem Makel zu bewahren habe.

Ja, seltsam bleibt doch jederzeit
Des Auges Eigenthümlichkeit,
Daß es im anderen den Splitter
Grad am markantesten erspäht,
Wenn selbst es mit dem stärksten Balken
Ganz ungenirt behaftet geht.

Wen diese schneidig satirischen Zeichnungen, die einzig und allein den satirischen Zweck im Auge haben, verletzen, der fühlt sich eben als ein solcher Heiliger des Scheins getroffen, in seinem Innern entlarvt, und wer diese wenig graziöse weibliche Figur noch reizloser haben will, der will damit überhaupt der Satire die Berechtigung bestreiten, dieses Feld zu berühren und ihr also eine lächerliche Beschränkung auferlegen. Und nach einem solchen Maulkorbgesetz für Andere schreit mit den Meucheleien eines Fanatikers derselbe Maulheld, der an einer andern Stelle sagt:

„Warum denn gar so wenig wagen? Wer es mit Niemand verderben will, der verderbt sich am Ende gerade mit zuviel Rücksicht sein Leben und muß schließlich doch noch verkümmern, versauern, verliegen. »Harmlos« ist ein zweifelhaftes Lob für die Komik. Wagen! ist doch am Ende die Parole, und die richtigen drei Heiligen für ein Witzblatt sind am Ende doch keine anderen als Aristophanes, Rabelais und Fischart."

---

gut auch in weiterem Sinn genommen werden; es brauchen nicht flagrante Momente dargestellt zu sein, und man kann ein Bild doch pornographisch nennen. Es giebt einen pornographischen Strich; (? —) es ist eine Art, weibliche Formen, Bewegungen, Mienen zu zeichnen, die sehr verständlich ist; der Strich ist nicht deutsch; wer auch nur Journal amusant angesehen, kennt ihn und versteht, was ich meine; die Deutschen haben ihn in der modernen Zeit von den Franzosen gelernt. . . . . . Man sage nicht: dort in jenen Versuchungsbildern und sonst, solle ja das Freche nicht direkt wirken, sondern als Moment in der Handlung und zwar als negatives, d. h. als Bild dessen, was der Heilige verabscheuen müßte; auch in dieser Einschränkung kennt die echte Komik das Pikante nicht, und ein Blick zeigt, daß die Formengebung nicht auf dies indirekte Ziel allein, sondern darüber hinausgeht mit einem gewissen Ausdruck von Wunsch, den Leuten, die dafür Sinn haben, ein mäckerndes Bocksgelächter zu entlocken. Die beißende Satire kann unter Umständen Bilder des Frechen, des Liederlichen nicht entbehren, niemals aber wird sie dieselben so behandeln, daß der geringste Schein entsteht, als wolle sie dadurch gefallen und vergnügen. — Gröber und gründlich ekelhaft sieht man denselben Strich walten in der Art, wie in den genannten Scenen der Bart des hl. Antonius behandelt ist. Davon kein Wort weiter! — (Was doch zur Erläuterung dieses dunklen Satzes so nothwendig wäre! E. D.)

Daß übrigens mit diesen Bemerkungen der Kunst (aber nur der des Herrn Vischer natürlich! E. D.) keine puritanischen Grenzen gesteckt werden sollen, dies bedarf für den, der zu unterscheiden versteht, keiner Betheurung und keines Nachweises. —

Allerdings spricht er hier in eigener Angelegenheit, indem er diesen weisen Rath den „Fliegenden Blättern" ertheilt, da sie eine satirische Arbeit von ihm zurückgewiesen hatten.

Ja, Objektivität und Unparteilichkeit sind recht schöne Dinge, wenn sie nur nicht für so manche Schlauberger in der Region der sauren Trauben hingen! — Einen Gleichstrebenden „vom hohen Kothurn herab" abzukanzeln, mit souveräner Verachtung ein „Davon kein Wort weiter!" dem Abgetrumpften hinschmettern und ihn so moralisch abmurksen, das sind leichter zu pflückende Beeren, ja, es sollen, wie man sagt, sogar Lorbeeren dabei zu pflücken sein. Aber für Einen, der in einem Glashause sitzt, ist es immerhin fatal, mit Steinen zu werfen. Hat Vischer doch den „Faust, III. Theil", das Lustspiel „Nicht Ia" und anderes „Humoristisch-satirische" verbrochen, das nicht gerade zur Ia Qualität zu gehören scheint, wenn das erstgenannte Opus von anderer Seite auch als ein Meisterwerk der Satire, als das bedeutendste seit Aristophanes, ausposaunt wird. — In Reimereien wie:

Doch dem Guten ist's zu gonnen,
Wenn am Abend sinkt die Sonnen,
Daß er in sich geht und denkt,
Wo man einen Guten schenkt.

aus Vischers Ballade vom Helfer Brehm glaubt man allerdings einen gelehrigen Schüler Buschs zu hören. Weniger erfreulich ist es aber, ihn im „Faust, III. Theil" als einen allzugelehrigen Schüler Goethes kennen zu lernen. Diese Satire richtet sich gegen die unausstehlich greisenhafte Langweiligkeit und obstruse Verballhornisirungsmanie des zweiten Theiles von Goethes Faust, also gegen eine Sache, über welche alle Welt längst einig, also jedes weitere Wort unnöthig ist. Der Satiriker sucht nun den Stachel darin zu legen, daß er seinen „III. Theil" noch ungefähr drei dutzendmal langweiliger, monströser, „duslicher", d. h. alles in allem, ungenießbarer macht wie den II. Theil. Nun eine Satire ist das am Ende auch, aber wer mag sie mögen? —

Vischer appellirt in dieser heiklen Frage an die Nachwelt, indem er zum Schluß dem alten Goethe über den Verfasser des „Faust, III. Theil," den er Mistifizinski benamst, die Worte in den Mund legt:

Ich denke seinetwegen
Zu rechter Zeit ein Wörtchen einzulegen
Bei einer Frau von wunderbarem Glanz:
Der Nachwelt, dieser obersten Instanz.

Ja wohl, die Nachwelt mag darüber entscheiden, ob Busch, ob Vischer der rechte Satiriker von Gottes oder von Teufels Gnaden. Möglich, daß das Werk Mistifizinskis, als die Hinterlassenschaft eines Literaturbonzen, in irgend einer Pyramide als einbalsamirte Mumie einer späten Nachwelt erhalten bleibt, eine wahre Unsterblichkeit, ein Fortleben im Herzen des Volkes, wie es den Werken Buschs sicher ist, wird ihm niemals zu Theil werden. Aber am Ende wird er sich durch seine kritische Beurtheilung des Satirikers Busch unsterblich — machen.*

Man wäre wohl berechtigt, etwas Besseres, Gehaltvolleres wie von einem gewerbsmäßigen Kritiker, einem „Kunstschreiber" zu erwarten, sobald ein Selbst-Künstler als solcher auftritt; aber leider ist er in den meisten Fällen von den Schlacken ebenso wenig oder womöglich noch weniger frei wie jener. Bekanntlich ist schon der Brodneid ein höchst fataler Mitarbeiter für den Kritiker; wenn sich nun aber gar noch der Eunuchenneid des vertrockneten Philisters hinzugesellt, dann muß man sich wohl auf das Schlimmste an Verzerrung gefaßt machen.

Die Vischersche Ansicht, daß Busch Feder und Stift besser bei Seite gelegt, bevor er den h. Antonius und die späteren Werke herausgegeben, scheint mir genau dasselbe, als wenn man behaupten wollte, daß es für den Ruhm Raphaels vortheilhafter gewesen wäre, wenn er nur die Werke geschaffen, die unter dem Einflusse Peruginos entstanden sind, weil diese so hübsch zahm und naiv seien, während in seinen spätern Arbeiten zu stark das sinnliche Element mitspräche. Allerdings, wenn man für „seinen Ruhm" „seinen guten Ruf" im Sinne altjüngferlicher Spießbürgerlichkeit setzt, so mag diese Ansicht ihre Berechtigung haben. Wie aber die Welt in ihrem gesunden Theil der Ansicht huldigt, daß eben erst seine späteren Arbeiten, in denen sich freilich stellenweise das sinnliche Element in recht eklatanter Weise äußert, die Blüthezeit seines Schaffens bekundet, ebenso

* Man mag diese Abfertigung eines so bedeutenden Gelehrten für zu ungehobelt halten, und Mancher, der im Prinzip mit derselben wohl einverstanden wäre, mag an der Ausdrucksweise auszusetzen, sie zu erregt finden. Ich aber meine, auf einen groben Klotz gehört auch ein derber Keil. Wenn ein Mann, der als der berufenste Aesthetiker gelten will, an den also in Mustergültigkeit der Form die höchsten Anforderungen gestellt werden müssen, sich in einer Kritik zu maßlosen Invektiven gegen einen der liebenswürdigsten Menschen hinreißen läßt und zu einem knotigen Ueberfall plötzlich mit hahnebüchenen Knüppeln loshaut, so ist es meines Erachtens ein unbilliges Verlangen, daß man diesen sich derart demaskirenden Rabauen nun ruhig und höflich mit Glacéhandschuhen anfassen solle. »Gleiche Waffen«, das ist das mindeste, was jeder Vertheidiger beanspruchen kann. Auf flegelhafte Infamien mag mit Höflichkeitsphrasen antworten, wer Gefallen daran findet.

muß auch jeder vernünftige Mensch finden, daß in Buschs Schaffen mit dem h. Antonius die Glanzperiode seiner Gesammtthätigkeit anbricht.

Denn nicht, wie Vischer meint, war das zwecklos humoristische, das ganz Tendenzlose der Münchener fliegenden Bläter, so Großes er hierin auch geleistet hat, das eigentliche Element Buschs und sprang er mit dem h. Antonius in ein ihm fremdes Feld, das der schneidigen Satire, über; — ganz im Gegentheil, er lenkte hiermit nur wieder in sein eigentliches Fahrwasser zurück, das er nur des nöthigen Gelderwerbs halber, also gezwungenerweise, einige Zeit verlassen hatte. Haben wir doch in dem Carikaturenalbum Jung-Münchens, wo er sich frei nach Lust und Neigung gehen lassen konnte, längst den rücksichtslos schneidigen Satiriker kennen gelernt — die scharfstachelige Raupe, welche sich nur, den Zeitverhältnissen Rechnung tragend, zur eng eingekapselten Puppe festwebte, als welche sie nur die zahmsten Bewegungen machen konnte. So braucht denn Vischer den zutreffenden Vergleichsausdruck: Busch „entpuppte" sich nun als ganz gewandter Zeichner. — Ja, als die Zeit gekommen war, warf die stille Puppe ihre beengende Hülle ab und es zeigte sich in entzückend schillerndem Farbenglanze der prächtigste Schmetterling, der im lichten Sonnenschein sich jetzt mit kräftigen Schwingen der goldenen Freiheit freute.

Und hatten nun die paar unbeholfenen Bewegungen der eingesponnenen Puppe schon das allgemeinste Ergötzen hervorgerufen, wie männiglich weiß, was Wunder, daß bei dem Anblick des Schmetterlings die Welt vor Entzücken schier auf dem Rücken lag. So wurde denn aus dem Leichtbeschwingten der Löwe des Tages.

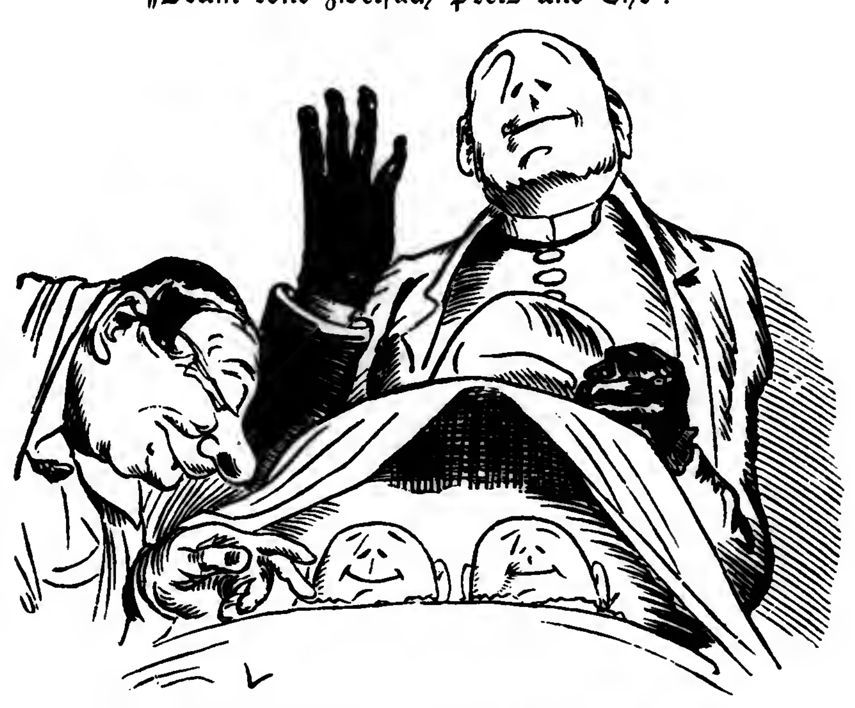
Die allergrößte Freude hatte natürlich der Verleger; aber auch der Löwe Busch, trotz des wenig erfreulichen Ergebnisses der pecuniären Errungenschaft, wurde durch den großartig sensationellen Erfolg seiner scharfen Hiebe in gehobene Stimmung versetzt, und diese begeisterte ihn zu einem sofortigen nochmaligen Ausholen — pratsch! pritsch! und „die fromme Helene" war fertig! — Im Gegensatz zum h. Antonius, der aus Anregung einer alten Legende entstanden war, stellt sich dieses Werkchen als eine vollständig freie Erfindung dar. Dennoch kann es gewissermaßen als das Gegenstück zu jenem betrachtet werden. Wie dort der Lebensgang des heiligen Mannes vorgeführt wird, so hier derjenige der frommen Frau, und wie jener auf die ergötzlichste Weise in den Himmel aufgenommen wird, so fährt zur Abwechslung diese in nicht minder erheiternder Art zur Hölle; es bleibt nur die offene Frage, welcher von beiden besser gefahren ist. Nach der modernsten Auffassung soll das Reich Beelzebubs ja ein viel amüsanterer

Aufenthaltsort sein wie das seines Antipoden. Und da die fromme Helene zur Verbüßung ihres sündhaften Lebenswandels mit ihrem Jugendgespielen, dem frommen Vetter Franz, in einen Kessel kommt, so thut der Satiriker jedenfalls wohl daran, jene Frage offen zu lassen und ihre Lösung der Phantasie jedes Einzelnen anheimzugeben.

Jedenfalls stellt sich die fromme Helene ihrem Vorgänger ebenbürtig zur Seite. Auch in diesem Werkchen werden, ohne daß im mindesten die Absicht hervorgekehrt wäre, von der Satire die schärfsten Hiebe ausgetheilt, durch welche namentlich die weibliche Verschmitztheit, Neugierde und Eitelkeit, sowie ihre trotz aller Faul- und Bornirtheit stets spekulative Raffinirtheit, ferner die schadenfrohe Scheinheiligkeit des modernen Pharisäerthums, die blutdürstige Intoleranz der frömmelnden Heuchelei, der brutale Fanatismus des pöbelhaften Aberglaubens, die kindischen und dabei so unmoralischen Alfanzereien des schlauen Wunderschwindels, gegeißelt werden.

Wie fein, komisch und decent ist beispielsweise die satirische Anspielung ausgedrückt in dem Bilde der Zwillinge und ihrer Väter,

„Drum töne zweifach Preis und Ehr'!



Herr Schmöck, ich gratulire sehr!"

in dem mit ein paar Strichen ihre auffallende Aehnlichkeit mit dem dahinterstehenden frommen Franz gezeigt wird. Dieses Kapitel bietet überhaupt einen der glänzendsten Belege Buschscher Kunst. Mit wie drastischer und lakonischer Kürze ist hier die Geburt der Zwillinge und im nächsten Moment das Ende Schmöcks geschildert.

Bums! Da! Er schließt den Lebenslauf.
Der Jean fängt schnell die Flasche auf.

Und die Flasche leerend:

O — sprach der Jean — es ist ein Graus!
Wie schnell ist doch das Leben aus!

Welche beißende Ironie auf die Bestialität des materiellen Gamaschendienstgeistes, der niederen Lakaienbagage und doch mit unverwüstlichem Galgenhumor gewürzt. Kann ein Satiriker rücksichtsloser, schneidiger und zugleich gemüthlicher, komischer sein? — Und doch wohl noch übertroffen wird dieses Kapitel von dem folgenden, wo den frommen Franz in seinem Hang zum Küchenpersonal — o seltsame Verkettung! — das Schicksal in Gestalt der leeren Flasche Jeans ereilt; in acht Bildern und doppelt soviel Zeilen Text ist hier ein Drama geschildert, so voll Satire und Komik, daß sich hierzu allein ein seitenlanger Commentar schreiben ließe. Und schließlich wie undefinirbar originell sind die folgenden Kapitel, insonderheit das berühmte sechszehnte mit dem tiefen Weisheitsspruch als Einleitung:

„Es ist ein Brauch von alters her,
Wer Sorgen hat, hat auch Likör",

und dann auch der Schluß, so der Kampf um die Seele Helenens, die Fahrt zur Hölle und endlich, Alles überbietend, die pharisäerhafte Tendenz des braven Onkels Nolte. Man betrachte nur diese vier Epilogbilder und nenne mir dann einen Satiriker, der dem ähnlich Bedeutendes an Charakteristik und schlagendem Witz auf so engem Raum geleistet hat. Wenn Vischer behauptet, daß Töpfer weit satirischer sei wie Busch, so mag er von seinem Standpunkt aus, nach welchem der h. Antonius und die weiteren Arbeiten Buschs besser ungeschrieben geblieben wären, wohl Recht haben, denn was Busch bis dahin veröffentlicht hat, ist eben harmlose Spielerei. Sobald aber der h. Antonius und die weiteren Arbeiten bei diesem Vergleich in Betracht gezogen werden, ist es unbestreitbar, daß diesem, Busch, gegenüber Töpfer der reine Waisenknabe ist.

Mit der frommen Helene sowie der Jobsiade in der Tasche reiste Busch in Begleitung seines Bruders, als geschäftlichen Beistandes, zu dem Verleger Schauenburg nach Straßburg. Diesmal wollte Busch, der jetzt auch schon besser wußte, was er werth war, seine Arbeit nicht für einen Apfel und ein Stück Brod abgeben. Er besuchte auf der Hinreise seinen alten Münchener Freund O. Bassermann, der inzwischen selbständig geworden und sich in Heidelberg niedergelassen hatte. In Straßburg wurde er mit Schauenburg seltsamerweise nicht handelseinig; letzterer hatte große Neu-

anlagen gemacht, eine Druckerei gebaut u. s. w. und war deshalb wohl, trotz des glänzenden Geschäftes mit dem h. Antonius, für ein neues Unternehmen weniger zugänglich, als Busch erwartet hatte. Wer das wenig entgegenkommende Wesen Schauenburgs kennt, den wird diese Enttäuschung kaum überraschen. Busch hielt aber, von seinem Bruder jedenfalls unterstützt, an seinem Vorsatz fest und kam unverrichteter Sache nach ein paar Tagen zu seinem Freunde Bassermann zurück, diesem jetzt die beiden Arbeiten anzubieten. Eine halbe Stunde nach der Ankunft war der Contract fertig und von beiden Seiten unterschrieben. So war das Verhältniß geknüpft, dem dann noch eine lange Reihe der erheiterndsten Publikationen entsprossen. Bei Schauenburg kam, als er von dem fait accompli Kenntniß erhielt, der Aerger zu spät und sein einziger Trost — allerdings ein recht guter — blieb der h. Antonius.

Die würdige Nachfolgerin desselben, „die fromme Helene", fand mit ihren unwiderstehlichen Reizen beim Publikum eine kaum weniger günstige Aufnahme, wie ihr Vorgänger. Die Collegen und Nachkommen des „guten Vetters Franz",

Den seit kurzem die Bekannten
Nur den „heil'gen" Franz benannten,

schricen womöglich noch lauter Zetermordio, wie beim ersten Mal, und so konnte denn auch Freund Bassermann jede Auslage für Reclame sparen; der Absatz ließ nichts zu wünschen übrig. Kein Wunder, daß Verleger sowie Autor eifrig daran gingen, das Eisen zu schmieden, so lange es heiß war, und zwar es zu Waffen zu schmieden, wie die Zeit sie verlangte. Sah man doch immer klarer ein, in welcher Richtung der gefährlichste, unversöhnlichste Störenfried zu suchen war.

Der beschränkte Kopf nimmt jedes mit ernster Miene gesprochene Wort für baare Münze; er hat für das verhaltene Lachen des Ueberlegenen keinen Blick. Dieser Mangel wird von gewissen Oberschlaumeiern in ergiebigster Weise ausgebeutet; vor Allem zeigt sich diese ihre bodenlose Unverfrorenheit beim Düpiren in der Wahl ihrer Titel, wohl wissend, welch starkes Zugmittel darin steckt. Ebenso wie auf politischem Gebiete ihr Leib-Preßorgan, das von infernalischem Haß gegen das Deutsche Reich trieft, mit frivolem Hohne sich den altgeheiligten Namen dieses Landes zulegt und denselben damit bei seinen Verehrern entwürdigt, nach demselben Principe der perfidesten Heuchelei behaupten sie auf religiösem Gebiete ein specielles Patent auf die Namen des erhabensten Lehrers der Menschheit zu besitzen, und ist doch noch von Niemand seine Lehre, deren Quintessenz Duldung und Liebe, d. h. Frieden ist, schlimmer in ihr gerades Gegentheil, in Unduldsamkeit und Haß, d. h. Unfrieden und Kampf um jeden Preis, verkehrt worden.

Für seinen Hauptangriff auf diese Väter der schlimmsten Intoleranz, für seine schärfste Satire schlug also Busch den rechten Weg ein, wenn er

das durchaus umgekehrte Verfahren sich zueignete; so wählte er denn mit lachendem Gesicht den einzig richtigen Namen und betitelte seine geißelnde Situationsschilderung „Pater Filucius". — Das war der dritte Streich! und er saß nicht minder fest wie die beiden vorhergehenden. Doch beschränkt sich diese Satire nicht allein auf das Negiren, auf das Herunterreißen, sie weist auch auf das radicalste Mittel zur Abhülfe des Uebels hin, indem sie unter der durchsichtigen Maske einer Allegorie, in welcher sich die vorgeführten Personificationen leicht errathen lassen, dem deutschen Michel einen immerhin beherzigenswerthen Rath ertheilt.

Der ärgsten Michelhaftigkeit machen sich nämlich jene Schlafmützenhelden schuldig, welche sich „Freunde des Staats" nennen und dabei fortwährend ihn zum Frieden im Kulturkampf zu drängen suchen. Wo gäbe es schlimmere Freunde! — Wissen wir doch, daß es nur einen einzigen Weg zu diesem Frieden giebt, das ist: unbedingte Unterwerfung unter die Autorität der Unfehlbaren. Hundert- und aberhundertmal sehen das die sogen. Freunde in lichten Augenblicken ein, wenn die Hetzer mal zu stark kommen und offen Farbe bekennen, aber in unheilbarer Schwachköpfigkeit wird es auch hundertmal wieder vergessen und dann ohne alle Ueberlegung der Staat gedrängt zu einem Frieden, der gleichbedeutend mit schmachvollstem Untergang.

Diese Leute wollen eben nicht sehen. Wiederholt sich doch tagtäglich vor ihren Augen dasselbe Manöver; der Staat giebt mal wieder nach in einem Punkte, — eine wenigstens scheinbar zum Frieden geneigte Partei unter den Clericalen will dies Entgegenkommen anerkennen und einen etwas versöhnlicheren Ton anstimmen, — hei! Da erhebt die Partei der Kampfhähne, der Unversöhnlichen, ihr wildes Geschrei — „ha, noch lange nicht genug! — An die Erde muß er, der Racker! — mit beiden Schultern! — Eher keine Fingerspitze zum Frieden! — Um Gottes willen, nur keine Versumpfung! — nein, im Gegentheil, immer schärfer zu Leibe dem schon halb Ohnmächtigen! — Nur Geduld! wir werden ihm schon kriegen! — —

Und jedesmal sehen wir diese Radikalen, diese Zelanti, die Oberhand gewinnen, mit ihrem wüsten Geheul die sanfteren Elemente übertönen und einschüchtern und den Sieg davon tragen. Sie wissen eben, was sie wollen. Und dies ist ein Schauspiel, welches sich nicht erst in den letzten fünfzehn oder zwanzig Jahren beobachten läßt, — nehmen wir die Weltgeschichte zur Hand, es ist immer dasselbe gewesen seit Anbeginn.

Doch trotz alledem — die „Freunde des Staats" wollen die Nutzlosigkeit nicht einsehen, sie drängen ihn immer tiefer in den Sumpf der

Unklarheit mit dem ewigen Rath, es nochmals wieder mit Nachgeben zu versuchen, um den Frieden anzubahnen.

Gewiß — Friede ist schön, aber nicht der des Pantoffelhelden, wenigstens kann ein Staat damit nicht existiren. Deshalb giebt Busch auch den guten Rath: „Kurz und bündig, hinaus mit der unsauberen Wirthschaft, mit den Wühlern und Hetzern, damit es Ruhe im Hause giebt."

Gottlieb Michael — der deutsche Michel nach Buschscher Façon — treibt mit Hülfe der Hiebel, Fibel und Bullenstiebel, also des Wehr-, Lehr- und Nährstandes, den Pater Filucius, die Incarnation des Ultramontanismus, mitsammt der ganzen sauberen Bande von Helfershelfern, Schrupp, Inter-Nazi und Jean Lecoq, also den particularistischen Kläffern, den internationalen Dynamithelden, den Vaterlandslosen und den Franzosen respective dem ganzen feindlich gesinnten Ausland, zum Fenster hinaus.

Klacks! Da stecken sie im Drecke,
Aengstlich zappelt noch der Fuß.

Gottlieb Michael aber nimmt die hübsche Jungfer Angelika — die freie Staatskirche der Zukunft — bei der Hand:

„Länger will ich nicht mehr hausen
Wie seither als Junggesell.
Hier Angelika, die gute,
Werde Madam Michael."

Kein Wunder — da außerdem in der guten Tante Petrina unschwer die römische Kirche als satirisch allegorisch charakterisirt zu erkennen ist — daß dies Buch von der Kanzel herab als die verruchteste Ausgeburt der Hölle beglaubigt wurde. Und auch den „Freunden des Staats" macht es wenig Plaisir.

Sind sie es doch (wie es in der Post heißt), welche das stolze Wort: „Nach Canossa gehn wir nicht!" dem Spotte preisgegeben haben durch die Deutung, daß wir allerdings nicht nach Canossa, sondern direct nach Rom gehen und dort um die Versöhnung, um die Gunst des Unfehlbaren buhlen. Ja, auch der Papst huldigt dem Fortschritt; vor einigen hundert Jahren kam er dem reuigen Culturkämpfer noch bis Canossa entgegen, heute kann er zeigen, daß er das nicht mehr nöthig hat, daß der Versöhnung suchende bis nach Rom kommen muß, um nicht tage-, nein jahrelang ungehört vor seinem Thore zu stehen. Und wenn dem — Mächtigen das noch nicht die vollkommene Gewähr verleihen kann, sich in dem sicheren Wohlgefühl des Weltbeherrschers zu fühlen, so muß ihm auch noch das oberste Schiedsrichteramt in politischen Streitsachen übertragen werden. Wer wollte danach dem derart Anerkannten noch verargen, daß er seine eingebildete Weltherrschaft für die bestgegründete und allerberechtigtste Institution hält.

Ja, diese Berechtigungszeugnisse verdankt er einzig und allein den „besten Freunden des Staats" (à la Kreuzzeitung), und wenn man dem

Verfasser des Pater Filucius einen Vorwurf machen könnte, so wäre es nur der, daß er diese guten Freunde in seiner Satire zu wenig berücksichtigt hat. — Um so besser sind dagegen die Freunde Filucii gerathen. Wenn der saubere Patron auch bei dem hübschen Bäschen Angelika gar wenig Glück hat, um so willkommener wird er von der alten wohlbeleibten Tante Petrina aufgenommen und gehätschelt, derart, daß die dürre Jungfer Pauline — die evangelische Kirche — das Feld räumen muß. Welch eine feinwitzige Erfindung liegt hier wieder in dem satirisch doppeldeutigen Wortspiel: — „Wo ist's Ketzerl?" mit welchem Jungfer Pauline durch den aufgehetzten Schruff hinausgegrault wird; unter „Ketzerl" kann man „Kätzchen" und „Ketzerchen" verstehen. Wieviel Ironie, wieviel tiefe Bedeutung auf dieser halben Seite Raum!

Doch Filucius und seine Petrine haben auch allerhand Widerwärtigkeiten zu bestehen.

Leichter schwingt sich Seel' an Seele
In der schmerzensreichen Stund',



Und man schwört in der Bergère
Sich den ew'gen Freundschaftsbund.

Auch hier liegt der Satire wieder ein tieferer Sinn zu Grunde, indem sie darauf anspielt, daß die Hauptmacht des Clerus auf seine Beeinflussung des weiblichen Elements basirt. Ja, wenn die Geistlichkeit als beste Stütze nicht die Weiber hätte, — wie wäre es dann mit ihrer Herrlichkeit bestellt! Wer zeigte sich denn aber auch wohl gewitzigter in der Befolgung des weisen mephistophelischen Rathes: „Vor Allem lernt die Weiber führen!" — „Die Ehrengarde des Centrums", wie sie der superschlaue Hauptführer Windthorst nennt; er hat das „Führen" (auch das „an der Nase herum") aus dem ff studirt.

Wie deutlich wird auch im weiteren Verlauf der Satire die oben angedeutete Auffassung der Zeitgeschichte offenbar, daß nämlich Filucius, der

Jesuiter, sich zu seinem Zwecke den Franzosen Jean Lecoq heranholt und als Marionette tanzen läßt; als solche wird letzterer dann auch nach Verdienst ausgeklopft. —

Ungefähr dasselbe mit anderen Worten, was hier Busch allegorisch humoristisch ausdrückt, findet sich in einem Artikel der „Post" über die in Rom gegen die preußische Regierung betriebene clerikale Agitation in klaren Worten ausgesprochen; es heißt darin zum Schluß:

„Zur Verbesserung der Staffage des »päpstlichen« Roms tragen die Mitglieder dieser (Campo Santo, Anima, Germanicum) — und auch der zahllosen anderen Collegien — wesentlich bei, und das ist die eine Ursache, warum man jährlich Tausende von jungen Leuten aus allen Theilen der Welt als Cleriker nach Rom zieht; der Hauptzweck ist aber, diese Männer zu blinden Werkzeugen der Jesuiten zu machen und dies erreicht man, indem man in ihrem Herzen jedes Gefühl für das Vaterland systematisch zerstört. Mit jedem deutschen Cleriker, der in Rom seine »Studien« gemacht hat, kehrt auch ein erbitterter Feind ins Vaterland zurück. Fragt man nun, wie dieser ewigen, am Marke der Nation nagenden Agitation, die im Falle eines Krieges, in den Deutschland verwickelt wird, die schwersten Gefahren in sich birgt, wirksam begegnet werden kann, so giebt es nur eine Antwort: der preußische Staat ordne, unter voller Berücksichtigung der wahren Interessen seiner katholischen Unterthanen, deren Angelegenheiten unter Uebergehung Roms aus eigner Machtvollkommenheit." —

Ja, wenn zu so kühnem Entschluß erst Michel aus seiner Schlafmützigkeit aufgerüttelt würde! — Das müßte selbst jeder ehrliche nicht fanatisirte Katholik wünschen.

So probat nun aber auch die Mittel sein mögen, welche im Pater Filucius sowie in dem eben citirten Artikel angegeben werden, so sind sie doch nicht ausreichend, um bei dem zu bekämpfenden Uebel an die Wurzel zu gelangen. Diese steckt mit ihren weitverzweigten Fasern nun einmal hauptsächlich in dem Felde geistiger Thätigkeit, und deshalb ist ihr wirklich erfolgreich auch nur mit geistigen Waffen beizukommen. Nur mit ihnen sollte vernünftigerweise der Culturkampf geführt werden, denn nur mit ihnen kann er zu einem gedeihlichen Ende gebracht werden. Alle Gewaltmaßregeln sind doch schließlich nur Aushülfsmittel für den Augenblick, die, ohne das eigentliche Wesen der Krankheit zu treffen, keine wirkliche Besserung anbahnen können. So lange also der Staat den Geisteswaffen nicht die volle Freiheit des Angriffs gewährt, so lange jeder Kämpfer noch die gegründete Befürchtung hegen muß, ihn im entscheidenden Moment des Gefechts als Beschützer seiner ärgsten Feinde, als gutwilliger Vollstrecker ihrer Rache auftreten zu sehen, so lange werden alle seine Gewaltmittel gegen einzelne ihm unbequeme Auswüchse von höchst ephemerer Wirkung, für die Förderung des Friedens aber vollständig resultatlos bleiben.

Auch der englische Philosoph Bain tritt in seinen „Practical Essays" für eine solche größere Freiheit ein, indem er den schädlichen Einfluß der Furcht vor religiöser Verfolgung auf weiten Gebieten der Wissenschaft und Literatur nachweist.

„In Griechenland hatte Sokrates allein den Muth seiner Ueberzeugungen." Plato wurde durch die Hinrichtung seines Meisters zu großer Vorsicht bestimmt und nicht minder Aristoteles — dessen Dunkelheit oft nur eine Folge eben dieses Umstandes ist. So auch, um auf unsere Zeiten zu kommen, ist das Motiv, welches Carlyles »perplexen Stil« verschuldete, unverkennbar. Und was Macaulay anbetrifft, so hegt Bain »große Zweifel«, ob wir seine wirklichen Meinungen über Religion besitzen. Als Sir Charles Lyell sein »Alter des Menschengeschlechts« veröffentlichte, war er auch »vorsichtig«. Die Gefahren seiner Position wohl kennend, enthielt er sich der Angabe des Zeitraumes, welcher durch die prähistorischen Funde bewiesen war. Die Londoner Gesellschaft ließ diese Verschwiegenheit nicht gelten und so mußte er bei Tische erzählen, was er dem Publikum vorenthalten hatte — nämlich, daß nach seiner Meinung die Dauer des Menschengeschlechts nicht geringer als fünfzigtausend Jahre sein könne. (Magazin.)

Auch Busch war für die Begriffe der großen Masse in seiner Vorsicht zu weit gegangen. Für die Meisten war seine Satire noch zu fein, sie verstanden sie gar nicht. Andere waren der entgegengesetzten Meinung und fanden, daß er schon viel zu viel riskirt. Auch dies hatte seine Berechtigung, aber das Buch erschien zu geeigneter Zeit, unter dem Regiment der Aera Falk, da durfte im Kulturkampf schon ein bissel riskirt werden. Wer weiß, was dem Pater Filucius passirte, wenn er heute erst erschiene. Busch hatte vor der Veröffentlichung auch seine Bedenken gehabt. Zunächst schien ihm der Stoff, zu dessen Bearbeitung ihn sein Verleger anzuregen suchte, zu sehr nur dem vorübergehenden Tagesinteresse entsprechend. Als er sich dann trotzdem zur Herstellung entschloß, erwuchs unter seinen Händen doch ein echt künstlerisches Werk; es wurde durch die freie Allegorisirung in eine höhere Sphäre gehoben, in welcher ihm ein bleibender Werth zuerkannt werden muß. Als Busch nun nach der Veröffentlichung alle seine Bedenken so glänzend widerlegt sah, wuchs auch seinem Muthe in der Brust die Spannkraft und er machte seinem Verleger den Vorschlag, ihm eine neue Satire zu schreiben, die an Schlagfertigkeit und Schärfe ihre Vorgänger total in den Schatten stellen sollte. Da er aber in sich nur sehr wenig Anlage zum Märtyrer verspürte, so hatte er auch keine Lust, das Risiko für die etwaigen fatalen Folgen der Schrift zu übernehmen. Bassermann, erfreut über jenen Vorschlag, wollte in diesem Falle für ihn eintreten, es fragte sich also nur, ob dies zulässig sei. Der darüber interpellirte Rechtsbeistand erklärte, daß, wenn Busch seinen Namen als Verfasser auf den Titel setze, er bei einer etwaigen Incrimination auch

jedenfalls verantwortlich gemacht werde und in diesem Falle eine Stellvertretung durch den Verleger nicht statthaft sei. Auf diese Erklärung hin ließ man das Project fallen und also hatte die „Furcht vor religiöser Verfolgung" wieder ein Samenkorn, das zu einer herrlichen Frucht im Garten der menschlichen Cultur hätte erblühen können, im Keime erstickt.

Die „schneidige Polemik gegen das Pfaffenthum," wie Vischer sich ausdrückt, war damit nun abgeschlossen, der nächste Hieb wandte sich gegen den „politischen Particularismus, gegen die Parteien im Reich". Schon im Pater Filucius, der 1872 erschienen war, fanden sich Ansätze dazu vor. Kostbar satirisch ist beispielsweise die Erfindung, wie es dem armen ruppigen Schrupp — der von Pater Filucius verhätschelten Canaille — ergeht. Erst muß er an der Suppe lecken, welche der Pater für Michael mit einem „süßen Schlafteränklein" gemischt hatte,

> Drob — ein namenloser Jammer
> Wühlt in seinem Leib herum,

und als er sich nun mit gewohnter Unverschämtheit in Michaels Bett gelegt hat, wird er von Filucius und seinen Mordsgesellen, die den Herrn darin vermuthen, tödtlich getroffen. Ja, so geht's, wenn man einer solchen Fahne folgt! —

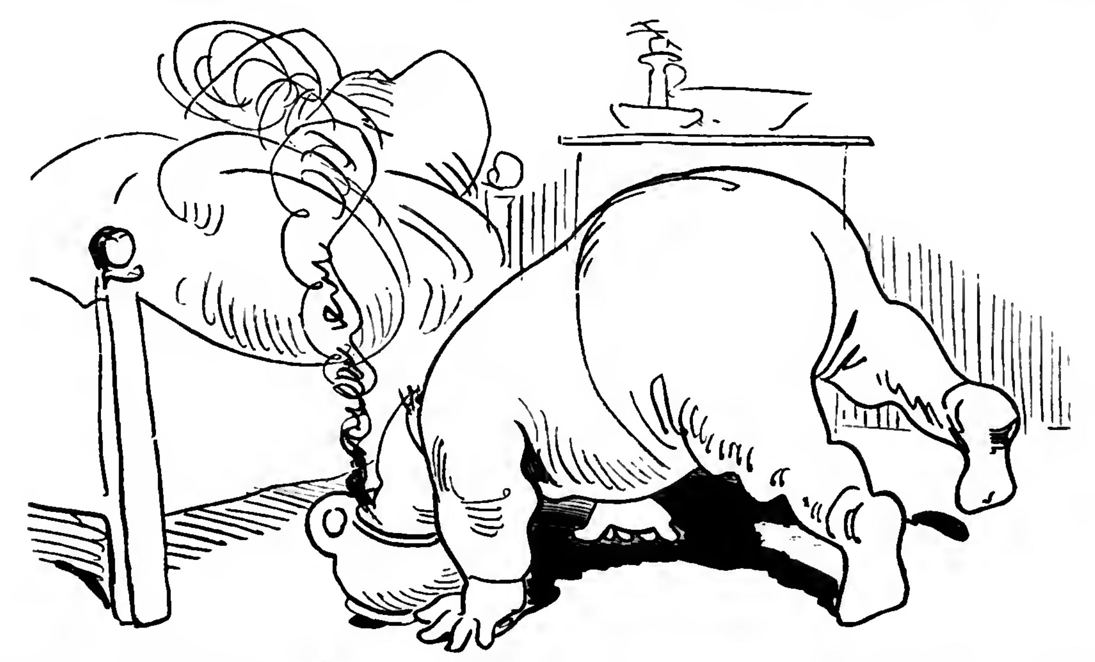
Ebenso nun, wie sich hier gezeigt, daß Buschs Satire, selbst wenn sie durch politische Tagesereignisse angeregt, sich eines zeitgemäßen Stoffes bemächtigt, denselben in eine solche Sphäre zu heben versteht, daß er für alle Zeiten das gleiche Interesse behalten wird, so bestätigte diese Kunst auch seine nächste Arbeit, der 1873 erschienene „Geburtstag". Wie treffend scharf und doch zugleich urdrollig weiß er hier in ihrem lächerlichen Gebahren die Particularisten der Jahre nach 66 zu charakterisiren, ihrem komisch ohnmächtigen Ingrimm dadurch Luft zu machen, daß sie ihrem entthronten Landesvater zu seinem Geburtstage eine Ovation bringen. Aus verschiedenen Andeutungen, so aus der Ueberschrift des ersten Kapitels „Im weißen Pferd" und aus dem Dialekt der auftretenden Bauern, läßt sich darauf schließen, daß als Ort der Handlung Buschs Heimath, Hannover, gemeint ist; doch verliert die Komik des Ganzen ebensowenig wie die Schärfe der Satire, wenn man daran gar nicht denkt, da beide vollständig auf das Allgemein-Menschliche basiren.* Das Locale aber ist der kräftige

---

* St. Schütze sagt in seinem »Versuch einer Theorie des Komischen«:

„Keine bessere Gelegenheit kann der Komiker zu seiner Darstellung finden, als wenn die Gegenwart selbst ihm den Vordergrund dazu herleiht. Aber er muß sich nicht an die Erscheinung bloß anlehnen, sondern sie in reiner Objectivität wieder hinstellen, so daß das

Dünger, welcher die gesundheitstrotzenden Blüthen in erfreulichster Ueppigkeit zur Entfaltung trieb. In jeder Figur sieht man mit Entzücken, wie dem still beobachtenden Künstler das gründliche Studium seiner Landsleute in Fleisch und Blut übergegangen ist. Da ist jede Gestalt durch und durch ein Original! — Wie unbezahlbar ist beispielsweise die hohe Obrigkeit des Ortes charakterisirt, — der sich so hoch dünkende Schädel, der eine



Welt in Brand stecken möchte, mit brennender Zipfelmütze in dieser demüthigenden Erniedrigung, — kann die beißendste Satire einen schärferen Contrast als Rache der Nemesis ersinnen?! —

Welch eine — Freude muß der Schürmeister der Particularisten, die kleine Excellenz, die Perle von Meppen, doch beim Anblick dieser lebensvollen Darstellungen seiner Landsleute, seiner welfischen Parteigenossen empfinden; es ist anzunehmen, daß er beim Lesen der Verse:

Bild für sich spricht und, wo möglich, für Jedermann verständlich wird. So haben Aristophanes und Cervantes ihre heiteren Schöpfungen aus der Wirklichkeit hervorgehen lassen, und die wahre bleibende Schönheit darin ist die erkennbare Allgemeinheit in dem Besondern. Daß der Komiker einzelne Beziehungen und Anspielungen gebraucht, die mit der Zeit unverständlich werden, ist weder zu tadeln noch zu verwundern, weil die doppelte Natur des Komischen dahin führt; allein wenn die komische Kraft ihrer Werke auf diesen allein beruhte, dann hätten sie nur schlechte Satiren und Gelegenheitsgedichte, und keine freie, auf immer gültige komische Poesien geliefert. Nicht bloß auf die Wahl des Stoffes, auf die Verarbeitung, auf die Verallgemeinerung, auf die Umschmelzung zum Phantasiebilde, auf die höhere Beziehung und Begeistigung kommt es hier an; die Wirklichkeit muß wieder Gedicht werden." —

Das ist hier bei Busch in vollkommenstem Maße der Fall.

Daß nämlich, wie die Sachen liegen,
Die Preußen nächstens Schläge kriegen. —
Nur einer macht ihm stilles Grau'n —
Der Bismarck, dem ist nicht zu trau'n!

über die Brille hinweg das dazu gehörige Bild der hohen Obrigkeit geprüft hat, ob darin nicht eine versteckte carikirte Aehnlichkeit mit seinem eigenen Porträt zu entdecken sei.*

Das Jahr 1874 brachte zwei der kostbarsten Blüthen des Buschschen Humors: „Dideldum“ und die „Kritik des Herzens“. In ersterem zeigte sich, daß durch das Hervortreten des schneidigen Satirikers der tendenzlose Humorist durchaus nichts an urgesunder Heiterkeit eingebüßt, im Gegentheil eher noch gewonnen habe. Sind doch Darstellungen, wie beispielsweise die der Tanzenden, Seite 36—43, des blöden Conrad, und des durch ihn veranlaßten allgemeinen Umsturzes, ferner die des tollen Scherzes „Der Cylinder“, für jedes unbefangene Gemüth von so überwältigender Komik, daß ihnen kaum irgend etwas auf diesem Gebiete zur Seite gestellt werden kann. Auch zeigt sich hier — und dies namentlich in den Illustrationen Seite 47—50, in denen Hermine mit den Röcken an dem Rebengeländer hängend dargestellt wird — auf das



* Ja, Meppen und Wiedensahl liegen nicht gar weit auseinander! Was für seltsame Scherze sich manchmal die Natur erlaubt, daß sie einen und denselben Landstrich den Hofnarren des Ultramontanismus und den Erzschelm des Protestantismus, auf beiden Seiten die Rufer im Streit, hervorbringen ließ. Welch ein ernstes Gesicht macht der Boden und wie geht der Schalk mit ausgelassenen Witzen schwanger! —

eclatanteste wieder, wie Busch gerade jedes Speculiren auf ein „mäckerndes Kitzeln und Krabbeln an der Inguinalregion", — dessen Vischer ihn beschuldigt — durchaus verschmäht. Wie würde ein solcher Speculant diese Gelegenheit benutzt und etwas ganz Anderes daraus gemacht haben als diese hausbackenen, nur die Lachmuskeln reizenden Carikaturen. Diese Bilder können mit aller Seelenruhe jedem Kinde gezeigt werden.

In der „Kritik des Herzens"* trat Busch in einer ganz neuen Gestalt auf, der Dichter allein, ohne den Zeichner. Das war denen, die starr an der Gewohnheit halten, etwas ganz Ueberraschendes; das brauchte man sich nicht gefallen zu lassen! Was hatte den Schelmischen denn auch zu einer solchen Extravaganz bewogen? — Es waren ihm häufig Meinungen zu Ohren gekommen, daß in seinen Werken von ihm, dem Maler, nur die Illustrationen herrührten, daß die Verse ihm aber ein Anderer mache. Um dieser albernen Version mit einem Schlage eclatant entgegenzutreten und sein Zeugniß als gewandtester Versificator Allen klar vorzulegen, gab er „die Kritik des Herzens" ganz ohne Illustrationen heraus. Und hier zeigte er nicht nur die bewundernswertheste Geschicklichkeit in Handhabung der poetischen Form, an vielen Stellen des herzigen Werkchens spricht sich auch eine solche Tiefe und Innigkeit des Gemüthes aus, wie sie eben den echten gottbegnadeten Dichter bekunden. Wir lernen in diesen meist lyrischen Ergüssen den inneren Menschen gleich ganz wie den Künstler kennen. So in dem reizenden Gedicht (S. 80) „Nun da die Frühlingsblumen wieder blühen", und dann in dem letzten der Sammlung:

„O du, die mir die Liebste war,
Du schläfst nun schon so manches Jahr."

Mit dem sinnigen Schluß:

„Dein treues Bild, was ich auch thu',
Es winkt mir ab, es winkt mir zu.
Und scheint mein Wort dir gar zu kühn,
Nicht gut mein Thun,
Du hast mir einst so oft verzieh'n,
Verzeih' auch nun."

Wer kann diese schlichte Herzenssprache lesen, ohne davon ergriffen zu werden? und wer kann danach noch sagen wollen, Busch sei nur ein bedeutungsloser Spaßmacher? Welcher Ernst, welche Wärme und Fülle der Empfindung in ein paar Worten!

---

* Das Buch erschien zugleich holländisch unter dem Titel: „Sprookjes". (Autorisirte Ausgabe, gedruckt in München.)

In der Knappheit des Ausdrucks ist er überhaupt Meister wie kein Zweiter, was sich an verschiedenen Stellen der „Kritik des Herzens" ganz besonders zeigt, und in dieser unnachahmlichen Kürze beruht zum größten Theil das Durchschlagende, das blitzartig Zündende seiner Wirkung.

Doch giebt es auch immer noch Leute, welche selbst durch einen Donnerschlag nicht aus ihrem lethargischen Dusel aufzumuntern sind, und an einem Blumenbeet vorübergehend, dies für eine Mistpfütze halten. Eine solch traurige Erscheinung tritt in folgendem Schreiben zu Tage, das nach Erscheinen der „Kritik des Herzens" dem Verleger zuging:

Leipzig, 27. November 1874.

Verehrliche Redaction des . . . . .

Der Umstand, daß auch in der neuesten Nr. Ihres geschätzten Blattes das jüngste Opus von W. Busch »Kritik des Herzens« mehrfach angezeigt und angepriesen wird, veranlaßt mich, diese Zeilen an Sie zu richten. Unzweifelhaft hat die verehrliche Redaction keine Ahnung davon, welch ein erbärmliches Sammelsurium dieses neueste Werk von W. Busch darstellt und der Umstand, daß gerade Ihr Blatt von jeher sich bestrebt hat, alles Obscöne und niedrig Gemeine fern zu halten, bestimmt mich, Ihnen die Augen darüber zu öffnen, was Sie in jener »Kritik des Herzens« für den Weihnachtstisch deutscher Familien empfehlen. Sie werden mir entgegnen, daß Sie für Inserate nicht verantwortlich sind, aber der widerwärtige Usus, welcher leider bei buchhändlerischen Unternehmungen in Deutschland sich mehr und mehr breit macht, daß nämlich die Verlagsbuchhandlung aus speculativen Gründen jedes neu erscheinende Werk mit einem glänzenden Aushängeschild versieht und eine in den höchsten Tönen gehaltene Lobrede, vielleicht vom Autor selbst verfaßt, in die Welt sendet, fordert entschieden die Kritik des empörten gesunden Menschenverstandes heraus, und es wäre eine rechte Aufgabe Ihres Blattes, solche Manöver mit aller Strenge zu geißeln.

Wer die Ankündigung »Neuestes von W. Busch« liest und dort findet: „Indem er jede Falte des menschlichen Herzens prüft und jeden Zug 2c. 2c.", der sollte glauben, es handle sich wirklich um Gedichte, die etwa in satirischer Form die Schwächen des menschlichen Herzens beleuchteten. Wenn die geehrte Redaction das Neueste von W. Busch aber wirklich durchblättert hat, dann wird sie das Buch mit Widerwillen und Ekel aus der Hand legen und mir beipflichten, daß solche Erzeugnisse eines »Dichters« ins Feuer und nicht auf den Weihnachtstisch gehören. Von Witz ist kaum die Rede, trivial ist das Meiste, schaal fast Alles und schmutzig-lasciv viel zu viel — an keinem Gedicht wird man Freude haben können, sondern geneigt sein, das Buch mit einem »Pfui, wie gemein und unschön«, aus der Hand zu legen. Wenn Jemand, der sich eine gewisse Popularität erworben, diese dazu mißbraucht, um solches Zeug in die Welt zu setzen, dann gebührt ihm eine derbe Abfertigung, und es wäre mir sehr erfreulich, wenn Sie dem »Dichter« Busch diese zutheil werden ließen.

Schon die letzten Zeichnungen verriethen eine bedenkliche Hinneigung zum Obscönen, und über die Berechtigung einer so verzerrten Carikatur kann man zweierlei Ansicht sein. Für das neueste Werk des Dichters Busch hätte derselbe am besten das Lieblingsthier des hl. Antonius selbst als Motto gewählt — damit wäre ihm der wahre Stempel

aufgedrückt worden. Zu bewundern bleibt nur, daß sich unter dem Wust von Trivialem, Schaalem und Obscönem zwei Gedichte befinden, die in der That ein sinniges, dichterisches Talent verrathen, sie sind einer verstorbenen Geliebten gewidmet, die dem Dichter im Leben schon Vieles zu vergeben Ursache gehabt zu haben scheint. Man kann die Verstorbene beneiden, denn wenn ihr diese Dichtungen W. Buschs gewidmet worden wären, so würde sie solche Huldigung sich wohl verbeten und dem Dichter diese Mißgeburten schwerlich verziehen haben.

Ich gebe Ihnen ganz anheim, vom Vorstehenden beliebigen Gebrauch zu machen, und verharre hochachtend Gustav Spieß.

(Auf beiliegender Visitenkarte):

Einliegende Beleuchtung ging heute an ein hervorragendes Blatt ab; ich zögere nicht, Ihnen davon Abschrift zu schicken, zu Ihrer beliebigen Bedienung, wenn Sie wünschen, mag auch der »Dichter« selbst sich in dem Spiegel beschauen. G. Sp.

L., 27. Novbr. 74. Kaiserlich türkischer Generalconsul.

Die würdige Antwort für diesen Pamphletier lautete:

Unter höflicher Empfangsanzeige Ihrer gefl. Zusendung vom 27. Novbr. müssen wir es zunächst als höchst dankenswerth anerkennen, daß Sie bei den jedenfalls drückenden Sorgen und Mühen Ihres General-Consulats noch die Zeit finden, literarische Novitäten ausführlich zu kritisiren, wie Sie es in Ihrem Brief über Buschs Kritik des Herzens an das »hervorragende Blatt« thun.

Ob Sie zu der Kritik einen Beruf und einige Befähigung haben, ist eine Frage, welche Ihrerseits der bejahenden Antwort wohl sicher ist. Wir unsererseits glauben aber, daß Tadeln allein die Kritik nicht ausmacht, sondern daß man mindestens Belege zu dem Tadel geben müßte. Wenn Sie auch gewiß für Ihre Bezeichnungen »trivial, schaal und schmutzig-lasciv« Belege bringen können, welche Leuten, die weder Absicht noch Inhalt verstehen, als beweisführend gelten mögen, so vermuthen wir doch, daß Sie Mehreres übersehen haben müssen, wenn Sie sagen, daß man an keinem Gedicht Freude haben werde. — Wir sagen »übersehen«, denn das Verständniß für die Sachen müssen wir doch mit Ihnen, Herr General-Consul, bei Ihnen voraussetzen. — Wenigstens die vier letzten Zeilen des Gedichtes auf der zweiten Seite werden Ihnen als blanker Spiegel Freude gemacht haben, und vielleicht zeigt Ihnen der Spiegel auf Seite 22 auch ein Stücklein Ihres werthen Selbst, dessen Anblick Ihnen gewiß stets ein freudebringender ist.

Uebrigens ist ein Dienst des andern werth. Sie „zögern nicht, uns von Ihrem Briefe an das hervorragende Blatt eine Abschrift zu schicken", die wir dem »Dichter« behufs Spiegelung, wenn's das trübe Glas, und behufs Besserung, wenn's der sündhafte Charakter erlaubt, übermitteln. Als Gegengabe zögern wir nicht, Ihnen anbei den Ausschnitt aus einem ebenfalls hervorragenden Blatte, das seit Decennien als von tüchtigen Mitarbeitern bedient, und unbestechlich bekannt ist, zu senden.

Wer hat's nun begriffen.

Indem wir uns erlauben, Ihnen diese Frage zu eingehender Prüfung zu empfehlen, verbleiben wir in ausgezeichneter Hochachtung ergebenst

1874. Fr. Bassermannsche Verlagshandlung.

Es wäre überflüssig, dieser Abfertigung noch ein Wort hinzuzufügen: sie bekundet zugleich das selten glückliche Verhältniß, daß der Verleger sich

seines illustren Autors durchaus würdig erweist. Die Wagschale des Erfolges schien sich aber doch zu Gunsten der Beurtheilung des Herrn Generalconsuls zu senken: das interessante Büchlein fand in der Gunst des Publikums nicht die Aufnahme, die es verdiente. Es ist wahrscheinlich von allen Werken Buschs das am wenigsten bekannte. Man will nun einmal seinen Busch mit Illustrationen. Und einem so eigensinnigen Monstrum, wie dem Publikum, muß man seinen Willen thun; also wird nächstens auch die Kritik des Herzens mit Illustrationen erscheinen, zwar nicht von Wilhelm Busch, — der hat nun auch seinen eigenen Kopf — aber von seinem intimsten Freunde — von keinem Geringeren wie Fritz August Kaulbach. Ja, wenn Einer würdig ist, in dem Reiche feinsinnigen Humors dem Fürsten Wilhelm Busch ebenbürtig zur Seite gestellt und mit einer solchen Aufgabe betraut zu werden, so ist es dieser hochbegabte Künstler. Dafür hat er in den verschiedensten Arbeiten, namentlich in den von geistreichstem Humor sprudelnden Zeichnungen für die Kneipzeitung der „Allotria" sowie bei Gelegenheit von Künstlerfesten, das glänzendste Zeugniß abgelegt, und so darf die freudige Erwartung gehegt werden, demnächst die Kritik des Herzens als ein doppelt interessantes und liebenswürdiges Werkchen erscheinen zu sehen.

In seiner folgenden Arbeit, der Trilogie, „Abenteuer eines Junggesellen", „Herr und Frau Knopp" und „Julchen", welche die Jahre 1875, 76 und 77 brachten, zeigte sich der harmlose Humorist und der schneidige Satiriker in schönster Harmonie vereinigt; er bewies hiermit, daß er sich auf einem Gebiete, auf welchem seine volle Meisterschaft bereits allseitig anerkannt war, noch selbst übertroffen hatte. Obwohl bis heutigen Tages ein eingefleischter Junggeselle, bekundet sich Busch hier doch als der gründlichste Kenner in Sachen der Liebe, Ehe und Familie, ihrer Freuden und Leiden, und in abwechselnd gemüthvoller und satirischer Beleuchtung weiß er die menschlichen Unvollkommenheiten und die daraus entspringenden Fatalitäten in den drolligsten Situationen zu schildern. Für schwachnervige ästhetische Unterröcke wird es hier allerdings auch wieder von Steinen des Anstoßes wimmeln; jedes gesunde Sittlichkeitsgefühl dagegen muß es bewundern, mit welcher Decenz Busch selbst die verfänglichsten Scenen, die der Humorist ebensowenig wie der Satiriker entbehren kann, jederzeit darstellt. Es kann dies nicht oft und energisch genug betont werden gegenüber der traurigen Wahrnehmung, wie ansteckend die abscheuliche Seuche der Prüderie um sich greift. Sogar von einer sonst sehr freisinnigen Frau hörte ich neulich die Behauptung aufstellen, Manches

von Busch könnten Damen doch anständigerweise nicht lesen, es sei nicht „salonfähig". — Nun, über die Gesetze der „Salonfähigkeit" gehen die Ansichten weit auseinander. Darüber läßt sich nicht wohl streiten, das ist lediglich Geschmackssache. Aber man vergnügt sich ja mit Manchem im stillen Kämmerlein, wovon der Salon nichts wissen will oder darf, und es ist damit durchaus noch nicht bewiesen, daß es gegen den Anstand verstößt. Allerdings, wenn es in der „frommen Helene" heißt:

Kaum trank man die letzte Tasse,
Putzt man schon den ird'schen Leib,
Auf dem Walle, auf der Gasse
Wimmelt man zum Zeitvertreib.

Wie sie schauen, wie sie grüßen!
Hier die zierlichen Mosjös,
Dort die Damen mit den süßen,
Himmlisch hohen Prachtpopös.

so mag das zur Vorlesung im Damensalon oder beim ästhetischen Thee nicht sonderlich geeignet sein. Nehmen wir aber eine dasselbe Thema behandelnde Stelle aus dem Werke (Faust III. Theil von F. Vischer) eines Mannes, welcher als der berufenste Lehrer in der Aesthetik für das gesammte deutsche Volk gilt, eine Philippika, welche die neueste Damenmode in folgender Weise abkanzelt:

„Nach hinten drängt sie mit vermehrten Kräften,
Der Wölbung dort ein Buschwerk aufzuheften,
Dort häuft und häuft sie und gestaltet so
Das zücht'ge Weib zum wandelnden Popo;
Sieht man sie gehn, so ist der rechte Name:
Dort kommt ja ein Popo mit etwas Dame."

so möchte das im Punkte der Decenz doch kaum einen Vorzug beanspruchen dürfen. Uebrigens erfuhr ich vor kurzem ein heiteres Ereigniß, das mir für diesen Fall recht bezeichnend zu sein scheint.

Herr Dr. Otto Müller hat „Die fromme Helene", nachdem er sie zur Genüge durchstudirt, in seinen Secretär verschlossen, damit „das sündhafte Frauenzimmer" nicht seiner Frau und seiner Mutter in die Finger falle, und zwar namentlich aus dem Grunde, weil er weiß, daß beide sehr ultramontan sind. Diese haben aber doch Wind davon bekommen — was entginge denn der Neugierde der Frauen — und sind nun mehr wie begierig darauf, das gefährliche Buch zu erwischen. Die Mutter will ihrer Schwiegertochter gerne das Vergnügen bereiten und sagt eines Abends zu ihrem Sohne, als dieser wegen Kopfschmerzen sich etwas früher zur Ruhe begiebt: „Otto, du kannst wohl eben deine Hose vor die Thür hängen, damit ich darin das Löchelchen stopfe, das ich vorhin bemerkt habe!" —

Nichts ahnend hängt mein lieber Otto die Hose, in deren Tasche der Schlüssel zum

Secretär sich befindet, vor die Thür und nun — konnten mit Ruhe die Damen ihre Neugierde befriedigen. Bei der Lectüre sind sie allerdings nicht beobachtet worden — Otto ist erst später dahinter gekommen und hat mir die Geschichte selbst erzählt — und so läßt sich denn nicht constatiren, ob die Damen das Buch nur angesehen und gleich mit Entsetzen wieder zugeklappt haben. Soweit meine Kenntniß der weiblichen Eigenheiten aber reicht, möchte ich mehr zu der Annahme neigen, daß die beiden kein Wort ungelesen gelassen haben und daß das Entsetzen darüber nicht so gar arg wird gewesen sein.

Doch wer weiß? — Die armen Frauen werden ja so viel und leicht verleumdet von den „bösen" Männern, welche die reinen Engelsnaturen gar nicht nach Gebühr zu würdigen wissen.

Und Wilh. Busch ist auch einer von diesen „bösen" Männern! Kann es etwas Köstlicheres, etwas Lustigeres — oh, pardon, meine Damen! etwas Abscheulicheres — geben wie sein

Heissah! lachte Sauerbrod,



Heissah, meine Frau ist todt!

Ja, natürlich allen bösen Ehemännern — und wo gäbe es wohl gute — wird dabei das Herz im Leibe lachen, wenn sie es sich auch nicht merken lassen; und Einer, der so etwas schreibt und zeichnet, muß mit diesen böswilligen Verkennern unter einer Decke liegen.

Möglich genug, doch Wilh. Busch ist unparteiisch, — die Bösewichter bekommen auch genugsam ihren Lohn, ja, er giebt auch den Frauen Stoff genug zur Rache — zum schadenfrohen Lachen, und sie werden sich dies nicht entgehen lassen; — Auge um Auge — Zahn um Zahn.

Zeichnet er doch mit Vorliebe das starke Geschlecht im Zustande seiner größten Schwäche, durch welche es nicht selten der vollständigen Ohnmacht verfällt, der des Betrunkenseins. Sein folgendes Werkchen „Die Haarbeutel" (1878) ist, wie schon der Titel besagt, ganz dieser Darstellung gewidmet. Es läßt sich denken, daß der Künstler bei dem ernsten

und eingehenden Studium, von welchem jeder Strich dieser Arbeit zeugt, mit echt deutscher Gründlichkeit gar manche Nacht hat zu Hülfe nehmen müssen. Läßt sich wohl die reinste Andacht urfideler Kneipseligkeit einfach weihevoller zur Darstellung bringen, wie dies in dem sonderbaren Heiligen des



Titelbildes von „Dideldum" geschieht! Und nur wer selbst in der Kunst des Trinkens sich geübt, wie es hier die ersten Lieder „Wankelmuth" und „Trinklied", die einem Scheffel, einem Julius Wolff Ehre machen würden, kundgeben, nur ein solcher kann auch die echten Kneipgenies, wie sie in dem herrlichsten Brevier für alle Zechbrüder „Die Haarbeutel" zusammengestellt sind, in so höchst vollkommener Weise zur Anschauung bringen. Ein Meisterstück voll launiger Weisheit ist hier wieder, wie in den meisten seiner Werke, namentlich die Einleitung, welche nach einer äußerst drolligen Glossirung der pessimistischen Lebensanschauung zu der tiefphilosophischen Schlußbetrachtung gelangt:

„Enthaltsamkeit ist das Vergnügen
An Sachen, welche wir nicht kriegen,
Drum lebe mäßig, denke klug,
Wer nichts gebraucht, der hat genug!"

Damit wankt der Weise — Schopenhauer hätte ich bald gesagt — nachdem er sich zur letzten Flasche noch ein Dutzend Austern geleistet, beseligt heimwärts. Wie überlegen wird hiermit der so tief und ernst sein wollende Schopenhauer auch wirklich heimgeführt!

Kaum minder bedeutend erweist sich Busch auch in dem im folgenden Jahre, 1879, herausgegebenen „Fipps der Affe" als Meister des Prologs,

und ebenso zeigte er hier, daß er gleichwie dem Alles verwirrenden Affen des Rausches so auch als eifriger Verehrer Darwins dem natürlichen vierfüßigen Possenreißer das eingehendste Studium gewidmet hatte. Und wie sehr ihn das Erheiternde in dem Leben der Thierwelt interessirte, davon zeugten auch die nächstfolgenden seiner Arbeiten: „Stippstörchen für Aeuglein und Oehrchen" (1880), „Der Fuchs und die Drachen. Zwei lustige Sachen" (1881), „Plisch und Plum" (1882). Es gehören diese drei Bändchen, namentlich die beiden ersteren, wieder mehr in das Genre der Kinderbücher, in denen Busch bereits so Großes geleistet hatte, aber auch in diesen — und zwar besonders in dem erstgenannten — läßt sich eine wesentliche Vervollkommnung constatiren. Der Ausdruck „Stippstörchen" ist ein specifisch hannöverscher und daher sehr Vielen unverständlich; für forschungsbedürftige Seelen aber wurde diese Undeutlichkeit noch vermehrt durch die Titelzeichnung, welche einen langbeinigen Vertreter der Störche zeigt, im Begriffe, mit seinem rothen Schnabel einen grünen Frosch aufzustippen. Der seltsame Provinzialismus bedeutet jedoch nichts Anderes als „aufgestippte und aufgemischte Histörchen". Um dieser Unklarheit abzuhelfen, ist die neueste Auflage unter dem allgemein verständlicheren Titel „Sechs Geschichten für Neffen und Nichten" erschienen und zeigt sich nun als ein Büchlein, das der allseitigsten Anerkennung in jeder Beziehung und in hohem Grade werth ist.

Ließen sich bei den früheren Kinderschriften Buschs über die sittliche Wirkung der erzieherischen Tendenz, der „Moral von die Geschichte", zweifelnde Bedenken nicht brevi manu abweisen, so kann in diesem Punkte bei den „Stippstörchen", dem sinnigsten aller Kinderbücher, auch nicht mehr der mindeste Zweifel aufkommen. Jede einzelne dieser sechs Geschichten ist in ihrer Art ein Meisterstück allerersten Ranges. Nehmen wir gleich die erste — „Das Rothkehlchen," — wie anspruchslos einfach! ein paar Zeilen nur, — und doch welch eine Perle in dieser unscheinbaren Schale! Etwas mehr der Satiriker kommt in den übrigen der „Stippstörchen" zum Vorschein, von denen drei der Thierfabel und drei dem Genre des Kindermärchens angehören. Unter ersteren ragt an Bedeutung vor Allem „Der Sack und die Mäuse" hervor; das ist eine Fabel, wie sie zutreffender und ausgezeichneter nicht geschaffen werden kann. Wie sicher und scharf mit wenigen charakteristischen Strichen ist hier einerseits das geschäftige Nagen des nimmersatten Schmarotzerthums und andererseits die hohle Aufgeblasenheit jeder Art dickthuerischen Protzenthums getroffen. Das liegt so einfach klar zu Tage, ohne sich in störender Absichtlichkeit aufzudrängen,

und ist dabei mit so universellem Humor getränkt, daß sich das kindlichste Gemüth daran ergötzen muß, und mit diesem hellen Ergötzen zugleich die gute Lehre, die Moral eingeimpft bekommt, so daß sie in Fleisch und Blut übergeht.

Wie hoch stehen in jeder Beziehung, in dichterischer wie in zeichnerischer, diese abgerundeten vollendeten Kunstwerke über den zum Theil recht albernen, unbeholfenen Leistungen eines „Struwwelpeters," die nur der allerprimitivsten Beanlagung eines Kindes gerecht zu werden vermögen. Es giebt überhaupt kaum ein Werk unserer Literatur, das so vollkommen die schwierigste Aufgabe löst, zugleich als das vorzüglichste Kinderbuch doch auch nicht minder für die Erwachsenen eine reiche Fundgrube des Interessanten und Ergötzlichen zu bieten.

Da außerdem der Verleger auf die äußere Ausstattung den größten Werth gelegt und darin gleichfalls das Vortrefflichste geboten hat, so ist es um so mehr ein recht trauriges Zeichen für den Geschmack des Publikums, daß dieses entschieden feinste Werkchen Buschs, gleich der Kritik des Herzens, die geringste Abnahme gefunden hat. Und einem solchen Publikum gegenüber will man noch dem Satiriker die Flügel beschneiden! Es ist und bleibt die alte Jacke, — für das Feinste und Beste hat der deutsche Zottelbär keinen Sinn, er will eben mit dem Knotenstock zum Tanzen gebracht werden. Und wird er dann noch mit dem eisernen Ring an seiner Nase hin und her gezerrt, dann grunzt er vor Wohlbehagen.

In den beiden zuletzt veröffentlichten Werken „Balduin Bählam" (1883) und „Maler Klecksel" (1884) hat Busch sich mit den beiden Ständen beschäftigt, denen er durch seine Doppelkunst selbst angehört, denen der Dichter und Maler; man war also zu der Ewartung berechtigt, hier ihn ganz besonders zu Hause zu finden und das Vorzüglichste von ihm geleistet zu sehen. Leider haben die beiden Werkchen eine solche Erwartung nicht ganz erfüllt, da sie bei hoher Vortrefflichkeit einzelner Stellen — so der Prolog in Bählam — doch im ganzen nicht auf der Höhe früherer Buschscher Leistungen stehen und durch bedenkliche Anklänge an diese den Eindruck der Ursprünglichkeit, welche die erste Bedingung frischen Humors, nicht mehr hervorzubringen vermögen. Doch ist es bei Wilhelm Buschs Fruchtbarkeit nicht mehr wie natürlich, als daß sich unter seinen Werken auch taube Früchte befinden. Mutter Natur thut es nun mal nicht anders; einen Baum, der im Frühling die herrlichste Blüthenpracht zeigte und der im Herbst alle seine Blüthen zu vollkommenen Früchten ausgereift, das Meisterkunststück hat sie sich bisher noch nicht geleistet. Jene schafft sie nur zur Augenweide und sie weiß, wie wirkungsvoll dabei die Ueppigkeit, aber die Fleischeslust ist für ihre höheren Genüsse wähle-

rischer, und so muß manche Blüthe fallen, um für das vollkommene Reifen auserlesener Früchte Platz zu schaffen; und doch auch unter diesen bleiben noch manche in der Entwicklung zurück. Aehnlich ist es beim Künstler; selbst bei einem Goethe, dessen Lebensgang vielfach als das Muster einer vollendeten künstlerischen Entwicklung hingestellt wird, wie viel schwaches Zeug unter der üppigen Fülle seines Schaffens! Strenge genommen, wenn wir von fünfzig Bänden seiner gesammten Werke die zehn besten auswählen, an den vierzig übrigen würden wir nicht gar viel verlieren. Die spätere Nachwelt wird schon für diese Auswahl sorgen.

Bei Busch, dem lebenden, hat eine solche bisher noch weniger besorgt werden können. Und nun giebt es Leute, welche mit sonderbarer Vorliebe die tauben Früchte benagen und nach ihnen den ganzen Baum beurtheilen; mögen sie ihr undankbares Geschäft betreiben, sie sollen uns dadurch den köstlichen Genuß der reifen saftigen Früchte der heiteren Laune nicht verderben. Hat der von Triebkraft strotzende Busch auch hin und wieder eine Blüthe gezeitigt, die nicht viel werth ist, so brachte er uns doch so viele Früchte von unvergänglicher Schönheitsfülle, daß sie uns alle Mängel schwächerer Augenblicke gern vergessen machen. Vischer meint, daß Busch sich schon vor mehr als fünfzehn Jahren ausgeschrieben habe; ich glaube genügend dargethan zu haben, mit welchem himmelschreienden Unrecht. Jetzt ist der beliebte Freudebringer, der sonst wie das Mädchen aus der Fremde mit jedem jungen Jahr, seine heitere Gabe bietend, erschien, seit einigen Jahren ausgeblieben. Hat er sich jetzt wirklich ausgeschrieben? — Wenn das der Fall ist, so muß ihm jedenfalls das Zeugniß ausgestellt werden, daß für die Unsterblichkeit er des Guten vollauf genug gethan, daß er es verdient, wie nur je ein Künstler, auf seinen Lorbeeren auszuruhen! Doch wer kann dem Schalk trauen? Er liebt es nun einmal, den schönsten Voraussetzungen und Prophezeiungen der nüchternen Berechnung ein Schnippchen zu schlagen. Und so wäre es denn kein Wunder, wenn er nächstens die Welt mal wieder mit einem Eclat, und zwar in superlativo, überraschte. Busch steht jetzt in seinem vierundfünfzigsten Lebensjahre, also in noch vollkräftigem Mannesalter, in welchem Andere erst ihr Bestes geleistet haben. Die Hoffnung, die erquickendste aller guten Gaben, dürfen wir mithin ruhig hegen.



Viertes Kapitel.

Ein rechter Maler, klug und fleißig,
Trägt stets 'n spitzen Bleistift bei sich.
Maler Klecksel.

Wenn ich anfangs von dem hohen erzieherischen Werth der Satire zur Veredlung der Menschen gesprochen und zwar mit specieller Beziehung auch auf die Buschschen Leistungen dieses Genres und ihre culturelle Bedeutung für die Nationalpädagogik, so bin ich gefaßt darauf, hiermit selbst bei den Wohlmeinendsten auf ein zweifelndes Kopfschütteln zu stoßen. Man wird mir zurufen: „Schau, doch um dich! Was ist denn erreicht? — Ebensowenig wie es seiner Zeit einem Aristophanes gelang, mit den schärfsten Waffen seines geißelnden Spottes den rapiden Niedergang Athens aufzuhalten, und wie Juvenals Satiren das den Fesseln moralischer Fäulniß verfallende Rom aus seinem Taumel aufzurütteln vermochte, — ebensowenig haben die wuchtigen Geißelhiebe Wilhelm Buschs uns vor der beschämenden Thatsache des eclatantesten Canossaganges bewahren können. Wer triumphirt denn heute? Berlin oder Rom? — —“

Und diese Unglücksraben würden mit ihrem pessimistischen Gekrächz nicht unrecht haben, wenn Busch eben nur für den Tagesbedarf geschaffen hätte, wenn nicht die Menschheit aller Zeiten als ein Ganzes betrachtet werden dürfte, und deshalb die Geistesarbeit eines Einzelnen für sie nicht verloren ist, wenn auch ihre veredelnde Wirkung nicht sofort in der erstrebten Weise klar zu Tage liegt.

„Auf die Action“, sagt E. von Gagern, „folgt die Reaction, auf die Anspannung der Kräfte die Abspannung. Das ist bei einzelnen Menschen wie bei Nationen der Fall.

Derartige Perioden, wie traurig sie auch immer sein mögen, sind unvermeidlich; ein Trost ist nur, daß sie in der Regel bald vorüber gehen und einem neuen Aufschwung Platz zu machen pflegen."

Die menschliche Natur ist einmal in allen ihren Aeußerungen zu Extremen geneigt, und je toller sie in ihrem Jubel über die Stränge schlägt, um so länger, um so tiefer muß sie nachher in Sack und Asche nolens volens Buße thun. So ist der erhebenden Zeit der ersten siebziger Jahre mit ihren glänzenden Siegen, aber auch mit den unausbleiblichen Uebertreibungen und Ausschreitungen die triste Zeit der Reaction, des langen, bangen Katzenjammers gefolgt,* aber darum ist die ernste Arbeit jener vorwärts strebenden Zeit mit ihren Errungenschaften durchaus nicht als verloren zu betrachten. Was anfangs nur bei wenigen Einsichtsvollen befruchtend wirken und in ihrer Erkenntniß zur Reife gedeihen konnte, das wird mit der Zeit doch in immer weiteren Kreisen Wurzel fassen und sicher, wenn auch mit langsamen Schritten, kommt der helle Sommer, wo überall die Frucht in herrlichster Blüthe prangt. So wollen wir uns denn durch die augenblicklich so trüb dreinschauenden Apriltage die gute Laune nicht gar zu sehr verderben lassen und mit hoffnungsfreudigem Sinn die knospenden Anzeichen des nahenden Frühlings betrachten.

Um in irgend einem Fach als Lehrer mit Erfolg aufzutreten, muß man dieses Fach genau kennen, man muß es studirt haben. So muß man auch, um auf das Leben der Welt erzieherisch einwirken zu können, dieses Leben durch und durch kennen, man muß es aus eigener Anschauung gründlich studirt haben. Busch ist darum ein so großartiges Lehrertalent für das Leben, weil er nicht nur der beste Kenner des Lebens ist, sondern auch aus dieser Kennerschaft sich die beste Lebensphilosophie gebildet hat. Das ist diejenige, durch welche man das irdische Dasein mit seinem unvermeidlichen Elend trotzdem zu einem möglichst glücklichen sich gestaltet, nämlich durch unverwüstlichen Humor. Busch kennt alle die menschlichen Schwächen, alle die unzähligen Sünden des stockverbohrten Blödsinns; aber er verfällt nicht in den Wahnsinn des Weltverbesserers, der im Grimm über die Schlechtigkeit diese mit Feuer und Schwert meint austilgen zu können und dabei

---

* So klagt auch der bereits oben stellenweis citirte Aufsatz im Maiheft der »Preuß. Jahrbücher«:

„Man kann sich denken, daß, so bedeutend der Eindruck des Culturkampfes war, ebenso tief der Eindruck des Scheiterns ist. Rom ist es doch wieder, so geht es von Mund zu Munde, welches die Achillesferse auch dieses Mannes getroffen hat. Als sein Zurückweichen in diesem Kampf bereits bemerkt, aber noch als vorübergehende Bewegung gedeutet wurde, da hat Fürst Bismarck noch an die unerreichbaren Probleme der Socialreform und der Colonialpolitik gerührt. Man hat diese Anfänge mit Staunen aufgenommen, aber, ob sie die Gemüther zu großen Erwartungen fortfahren zu spannen oder nicht, weder Sieg noch Niederlage werden den Eindruck der Niederlage im Culturkampf durch Glanz oder tieferes Dunkel in Vergessenheit bringen."

selbst zu einem fanatisch grausamen Tyrannen wird. Busch weiß, daß die menschliche Thorheit, wenn auch nicht gerade unverbesserlich, so doch sehr schwer zu bekehren ist und dies jedenfalls niemals durch einen Einzelnen und durch Gewaltmittel, daß es, wenn auch radical, doch nichts weniger wie heilsam ist, mal ein paar tausend der Thörichten todtzuschlagen, und daß, wo eine Geißelung zur Heilung nothwendig erscheint, diese immer am besten durch die Geißelhiebe der Satire bewerkstelligt wird. Und dann ist es noch keine gallige Satire bei ihm, sondern nur immer eine launige, die nie den Humor verliert.

Dieser edlen Mäßigung seines Charakters ist es wohl zuzuschreiben, daß sich auch fast nirgendwo in seinen Werken die moralisirende Absicht in vordringlicher Weise bemerkbar macht, wie dies z. B. bei Hogarth, der dadurch prosaisch wird, fast immer der Fall ist; Hogarth ist mehr Magister wie Künstler. Busch ist der bei weitem größere Künstler und dadurch wird er der Schulweisheit allerdings ein Greuel, — sie will Alles klar am Schnürchen haben und die Absicht bis ins Tz entziffern können, — aber dadurch eben um so tiefer, um so nachhaltiger ist auch die erzieherische Wirkung seiner Schriften.*

Das Ursprüngliche und Erzkünstlerische seines Wesens zeigt sich auch darin, was Alles seine Phantasie aus dem winzigsten Stoff wie aus einem unerschöpflichen Wunderort hervorzuzaubern versteht. Der Forscher nach den Quellen seiner Stoffe würde deshalb ein sehr wenig ergiebiges Feld beackern. Mit Ausnahme des h. Antonius, der Jobsiade und einiger Märchen und Fabeln läßt sich kaum in einem der übrigen Werke Buschs ein nennenswerthes, vorher dagewesenes Anregungsmotiv auffinden. Ueber diesen Punkt hat sich der Autor selbst mit einigen trefflichen Worten ausgesprochen in einem Briefe, der ebenso wie das bekannte Schreiben Raphaels an den Grafen Castiglione (in welchem er sich über die Idee oder das Ideal der Schönheit, die ihm den Mangel ganz vollendeter wirklicher Schönheit ersetzen müßte, äußert) verdient, der Nachwelt aufbewahrt zu werden. „Das Beste" — sagt A. Springer — „was

* Und darin gerade liegt auch der radicale Contrast zwischen dem Satiriker Vischer und dem Satiriker Busch. Vischer ist und bleibt der Schulmeister, wie er im Buche steht, bei dem man an jeder Aeußerung die docirende Absicht merkt, die für ihre Langweiligkeit unbedingt Gehör fordert, während bei Busch, dem geborenen Künstler, diese nirgendwo hervortritt und selbst bei einem Werke, wie dem Pater Filucius, wo sie als Grundmotiv doch so klar nachweisbar ist, kaum Einer von der allegorisirenden Absicht etwas merkt, wenn er nicht extra mit der Nase drauf gestoßen wird. Busch schöpft eben fast immer aus dem frischen Bronnen des Selbsterlebten und erzielt dadurch das unmittelbar Packende; so hat er z. B. die der Natur abgeschriebene urkomische Wallfahrtsscene mit dem Durchprügeln (in der „frommen Helene") ganz ähnlich in München bei einer Processionsgelegenheit erlebt.

über einen Künstler gesagt werden kann, erfahren wir in der Regel aus seinem eigenen Munde." Das bekundet sich auch in den folgenden Auslassungen. Busch schreibt nämlich:

„Volkslied, Märchen, Sage sind an einem fast beständigen Dorfbewohner, wie ich, natürlich auch nicht lautlos vorübergegangen. Etwas davon hab' ich wiedergesagt, das Beste behielt ich. — Im übrigen regte wohl unmittelbar die Bemerkung an, daß diese große Welt auch den harmlosesten Bestrebungen intellekt begabter Wesen gegenüber oft recht hartnäckig ist. Nur zu gern betrachtet man den neckischen Zwist betriebsamer Wünsche mit dem, was nicht so will; denn da man das Spiel durchschaut, da Verdruß und Ungeschick bei Anderen sind, so fühlt man sich derweil an Leib und Seel' so angenehm gedocken, daß man lachen muß. Zuweilen, doch nicht so herzlich, lacht man über sich selber, sofern man sich mal bei einer mäßigen Dummheit erwischt, indem man sich nun sogar noch gescheidter vorkommt als man selbst. —

Die Neigung, sich das vorerwähnte Vergnügen auch unabhängig von der nicht immer gefälligen Wirklichkeit zu verschaffen, liegt nah'. — Man ruft ein bissel Kunst herbei. — Da steht z. B. eine Windmühle, oder ein braver Onkel, oder eine freundliche Tante, oder ein heißer Ofen, oder eine Tabakspfeife, oder ein Knabe, der Vieles vorhat; und ein wahrhaft tugendsamer Mensch wär's, der nicht jeden dieser an sich harmlosen S t o f f e als eine Q u e l l e der allerpeinlichsten Conflicte zu benutzen wüßte. —

So erhebt uns Busch mit seinen Schöpfungen, wenn auch auf realem Boden fußend, doch jederzeit in die luftige Region der Phantasie, wo die größte Grausamkeit nicht verletzt, nein, nur zum muthwilligsten Schabernack ausartet, und darin beruht denn auch die rein komische Wirkung dieser übersprudelnden Erfindungslust.

Schon Mancher hat — zwar nicht ganz verbürgter Weise — sich krank gelacht; (ein mehr wie zweifelhaftes Vergnügen! —) Busch dagegen besitzt verschiedene Zeugnisse schwarz auf weiß, daß sich Kranke bei seinen Werken ganz gesund gelacht haben; von den weitaus meisten Fällen aber, wo eine gleich günstige Einwirkung hervorgebracht wurde, ist dem Urheber keine Kenntniß geworden. Mit derselben Sicherheit läßt sich annehmen, daß sich auch Viele bei den Satiren gesund geärgert haben; das wirksamste Medikament ist hierbei gewiß die starke Scheu vor dem Lächerlichwerden. Wenn z. B. jener Maler, dessen treffliche Carikatur in dem Bilde 3, Seite 27 vorliegt, nach übereinstimmenden Urtheilen heutzutage vollständig seinen früheren junkerhaften Adelsdünkel abgelegt hat und jetzt eine durchaus liebenswürdige Persönlichkeit geworden ist, so ist das sicher nicht zum geringsten Theil jenen Carikaturen, die ihn so sehr geärgert haben, zuzuschreiben; er ist dadurch so recht mit der Nase darauf gestoßen worden, wie lächerlich er sich durch jene Aufgeblasenheit mache, und durch dieses

Nachsinnen wurde der Boden für eine heilende Besserung gewonnen. Und wie hier in einem einzelnen persönlichen Fall, so werden Buschs Satiren, von denen sich ganze Parteien getroffen fühlen, auch im großen und allgemeinen wirken. Das wird von den Besten allerwärts anerkannt und wird mit der Zeit auch immer allgemeiner erkannt werden, und darum haben besonders wir Deutsche allen Grund, auf „unsern Wilhelm Busch" recht stolz zu sein und ihn nach Verdienst hoch zu achten.

Wie sehr Busch von den Franzosen gewürdigt wird, davon habe ich schon eingangs durch ein Citat aus dem Werke Grand-Carterets ein Beispiel vorgelegt. James Klein sagt in seiner Besprechung dieses Werkes, nachdem er die Zugeknöpftheit der Franzosen gegenüber den meisten Gebieten der ausländischen zeitgenössischen Literatur, der Lyrik, dem Drama, dem Roman, hervorgehoben hat:

Wo aber wirklich großartige Originalität zu treffen ist, da weiß denn doch schon auch der Chinese des Westens über seine Mauer hinaus dieselbe bei den Nachbarn zu erblicken und anzuerkennen. Den besten Beweis hiervon liefert uns das schön ausgestattete theure Werk Grand-Carterets über die deutsche Carikatur."

Und welchen Werth der Franzose überhaupt dem Verhältniß der Carikatur zur Culturgeschichte beimißt, das deutet schon die Wahl des Titels an: »Les moeurs et la caricature en Allemagne etc.«

Wenn nun auch der Verfasser in diesem Werke, um seinen Landsleuten zu schmeicheln, stellenweise dem Chauvinismus einige Concessionen macht, so namentlich bei Beurtheilung des Kladderadatsch-Scholz gegenüber den preußenfeindlichen Carikaturen der Wiener Witzblätter Kikeriki und Figaro auf den Kaiser und ihm danach der Name „Wilhelm" nichts weniger wie sympathisch scheint, so können wir doch diese Schwäche des Besiegten um so eher hingehen lassen bei der Wahrnehmung, mit welcher großen Vorliebe er unsern Meister Wilhelm als den „Fürsten der Carikatur" in seinem Werke behandelt. Schon dem Umfange nach ist die Abhandlung über ihn gerechtfertigterweise die weitaus bedeutendste des ganzen Buches. Und dem Inhalte nach ist es wohl das Eingehendste und Beste, was mir bisher über Wilhelm Busch zu Gesicht gekommen ist, und es scheint mir deshalb die Mahnung wohl am Platze, daß wir Deutsche uns nicht wieder mal in der Würdigung eines unserer Größten von den Ausländern und gar von den Franzosen überholen lassen.

Uebersetzt wurde Busch in die hauptsächlichsten modernen Sprachen, ins Französische, Englische, Russische, Holländische, Italienische, Schwedische, Dänische, doch war im allgemeinen das Glück diesen Uebersetzungen nicht

sonderlich hold. Die französische des h. Antonius z. B. (Legende de Saint Antoine), welche Schauenburg anfertigen ließ, war so unvollkommen, daß deshalb das Werk nicht die verdiente Anerkennung finden konnte. Die englische Uebersetzung der frommen Helene (Pious Jemima), von John Mac Lush verfertigt, wurde von diesem mit einer Widmung* versehen, deren Schluß in der Uebersetzung ungefähr folgendermaßen lautet:

„Nichts zur Erklärung braucht dies Buch,
Denn bei uns ist's ja klar genug,
Von welcher Art Britanniens Sünden,
Hier sind »Helenen« nicht zu finden.
Wir brauchen nicht zur Sorgenstillung
Der schwarzen Flasche feuchte Füllung;
Im Ausland hat man dafür Sinn,
Hier nie. Drum — —
Hoch die Königin!"

Diese Aufwallung des Patriotismus wurde dem Verfasser aber von der Mehrzahl seiner Landsleute als das Gegentheil, als satirische Anspielung angekreidet, und zwar mußte die Reihe derer, welche sich durch den Stachel einer solchen Ironie getroffen fühlte, und ihr Einfluß doch wohl größer sein, als für die Würdigung des Buches wünschenswerth schien, denn dasselbe fand in England nur geringe Verbreitung.

Dabei ist es allerdings in Anschlag zu bringen, daß der Uebersetzungs-

* Dedication.
Dear Public,
This book suits the season,
For it is without rhyme or reason;
'T was written when the black curator
Sat not behind the grim translator
And is, except this dedication,
Naught but a very free translation
Done from the German of Herr Busch
In th' English tongue by John Mac Lush.
I'm sure I'd do need to explain,
For to us, natives, 'tis quite plain
Whate'er our faults in Britain be,
We ne'er a pour, »Jemima« see
And that we seldom moist our throttle
With the contents of a black bottle:
Such things in foreign parts are seen,
Not here — therefore
long live the Queen!

kunst kaum eine schwierigere Aufgabe gestellt werden kann, wie eine satirische Dichtung. Wie oft ist es unmöglich, eine witzige Anspielung, die in der Schreibweise oder im Anklang beruht, ein geistreiches Wortspiel oder dergl. in einer fremden Sprache ohne längeren Commentar wiederzugeben; es ist deshalb leicht erklärlich, daß der Busch'sche Text mit seinen abnormen Wortbildungen, mit seinen blitzartig sprühenden Pointen darin ungewöhnliche Schwierigkeiten bieten muß. Hoffentlich aber leuchtet ihm doch noch mal bei den Engländern ein ähnlicher Glücksstern, wie Lord Byron bei uns, indem er seinen Gildemeister fand.

Uebersetzungen ins Russische wurden ohne Berechtigung veranstaltet und dazu verschiedene Illustrationen frei und frech umgemodelt, verderbert, d. h. ihnen der „pornographische Strich", der ihnen im Original vollständig mangelt, eingegeben. Es wurde eben eine für den russischen Geschmack hergerichtete pikante Sauce daraus, bei welcher unser Busch wieder möglichst schlecht wegkam. Nicht viel besser ging es ihm im Holländischen, z. B. mit »de Jobsiade — met Printverbeeldingen van Wilh. Busch,« und Anderen.

Wie Alles, was irgend welche Art von Erfolg, von Anerkennung findet, sofort auch eine Serie von Nachtretern wachruft, so ist dies Speculationsfieber natürlich nach den Busch'schen Erfolgen mit besonderer Vehemenz aufgetreten. Schon in den „Fliegenden Blättern" erzeugte seine originelle Manier eine zahlreiche Nachfolgerschaft, ähnlich wie in jüngster Zeit eine ganze Reihe Mitarbeiter à la Schlittgen zeichnet. Und ebenso wie heute waren damals Braun und Schneider „loyal" genug, diese powere Gefolgschaft selbst in Nahrung zu setzen. Als die späteren Broschüren Buschs einen noch größeren Absatz fanden, warf sich die Speculationswuth der Parasiten auf diese natürlich noch begieriger. Bassermann aber zeigte sich ihr gegenüber etwas scrupulöser wie Braun und Schneider; als ihm einer dieser sauberen Nachahmer, Wrege, seine Sachen zum Verlag anbot, sagte er ihm: „Ich kann nicht, nachdem ich den echten Kaffee gebracht, jetzt nachträglich noch einen verwässerten Aufguß davon bringen und damit mir selbst Concurrenz zu machen versuchen." Doch Wrege fand einen andern Verleger, der den Versuch mit dieser Verwässerung wagte. Und um die Concurrenz wenigstens durch das Aeußere möglichst gefährlich zu machen, — wozu der Inhalt wenig Aussicht bot, — wurden Umschlag und Ausstattung der Hefte täuschend ähnlich den Busch'schen gemacht, und so wurden denn unter dieser fälschenden Hülle manchem oberflächlichen oder eiligen Reisenden an den Bahnhofs-Buchhandlungen

diese Imitationen als „echte Buschs" zugeschoben. Trotzdem muß das Geschäft kein brillantes gewesen sein, da verschiedentlich der Verleger wechselte, und ließe sich dieser Waare überhaupt irgend ein Verdienst zuschreiben, so wäre es am Ende das, die unerreichbare Originalität des Originals nur in ein um so helleres Licht gesetzt zu haben.

Eine andere Art Imitation, und zwar eine ganz berechtigte und sehr gelungene, bringt der witzreiche Reimschmied R. Schmidt-Cabanis in seinem Gedicht „Bismarck und seine Leute",* in welchem er den »heiteren Wilhelm« eine gepfefferte Epistel an seinen Namensvetter Moritz Busch, vulgo »Büschchen«, richten läßt und dabei den echten Buschton famos zu treffen weiß, wie gleich die Anfangsstrophe:

„Manchmal liest der Mensch bisweilen
Nur in Büchern ein'ge Zeilen,
Und sagt ohne Schmeichelei
Für den Autor schon: Ei, ei!"

aufs deutlichste bekundet.

Wenn sich auch nicht verkennen läßt, daß Busch seine Vorgänger gehabt hat, Kortüm, Struwwelpeter-Hofmann und Andere, denen der Anfänger auch einige Anregung, einige Kunstgriffe verdankt, so muß doch andererseits betont werden, daß wohl noch kein so origineller Künstler wie er existirt hat, daß er etwas durchaus Eigenartiges und vollständig Neues, etwas vor ihm noch nie Dagewesenes in seiner Kunstweise hat, wodurch er alle seine Vorgänger um ein so bedeutendes überragt, daß diese fast vollständig dagegen verschwinden. Nur Einer — Heinrich Heine — läßt sich ihm ebenbürtig zur Seite stellen. Sie beide verstehen es, uns mit dem schalkhaften Zauber gefangen zu nehmen, für dessen tiefinneres Lustgefühl sich kein klarer Ausdruck finden läßt; jedes Epitheton ist dafür unzulänglich. Wilhelm Busch ist eben einer von den bedeutenden originalen Geistern, denen es vergönnt war, auf ihrem Gebiete vermöge einer gewissen revolutionären Thatkraft mit einem Schlage, wenngleich unter dem energischen Proteste des verstockten Conventionalismus, unserer Zeit das Erblühen einer neuen, einer wirklich zeitgemäßen und großen Kunst zu verkünden, wie es ein Reinhold Begas für die Bildhauerei, ein Richard Wagner für die Musik, ein Adolf Menzel, ein Andreas Achenbach, ein Hans Makart für die verschiedenen Zweige der Malerei gethan haben.

Der Schelm steckt von jeher dem Deutschen tief im Blute, er hat es bei seinem dummfrommen Gesicht faustdick hinter den Ohren sitzen. Nicht umsonst steht ein Till Eulenspiegel, der Vater der Schelmenstreiche, an Popularität einem Hermann, dem

---

* »Brummstimmen der Zeit.« Lustiges und Unlustiges aus Papa Kronos Liederfibel von R. Schmidt-Cabanis. Verlag von Rich. Eckstein Nachf. (Carl Hammer), Berlin.

Cherusker, mindestens gleich, und wenn ihm am Ende auch noch kein Nationaldenkmal in Erz gesetzt worden ist, so giebt es doch genug großartige Documente, um zu constatiren, mit wie lebhafter Begeisterung sein Andenken gewahrt bleibt. Und doch wenn man Wilhelm Busch betrachtet, so überkommt einem die Empfindung, als wenn erst mit ihm der echte deutsche Schelm erwacht wäre, so ursprünglich neu und großartig ist seine Erscheinung. Kann man sich ein biedereres, ein harmloseres, frommeres Gesicht denken wie das seine? — und welch ein ausgelassener Erz-Schwerenöther steckt dahinter! Wie von den Lippen des unschuldigsten Kindes klingen seine zufällig sich reimenden Ungezwungenheiten und welche Fülle von klarblickender, durchdringender Lebensweisheit und Erfahrung, welche scharfe Beobachtungsgabe bringt dieses spielende Geklingel, dieses stille, klare Wasser, dessen Tiefe ganz unergründlich; und dabei, wie kichert aus jeder Silbe, aus jeder Linie der lustigste Schalk, der uns überreich mit den köstlichsten Genüssen beschenkt.

Busch verdient es mehr wie mancher große Diplomat und Stratege, daß eine ganze Literatur über ihn entstände; hat er auch keine Schlachten geschlagen und Reiche zertrümmert, er hat Besseres gethan und auch Großes erreicht. Wenn dies auch noch nicht allgemein und in vollem Umfange erkannt wird, so äußert sich doch eine gewisse Ahnung davon schon in dem Umstande, daß die Anzahl derer nicht gering ist, welche seine Werke fast vollständig auswendig können. Deshalb bin ich überzeugt, wäre die Buchdruckerkunst nicht, seine Verse würden sich ebenso erhalten wie die Homerischen Gesänge und das von ihnen erzeugte homerische Gelächter nicht aussterben lassen. Sie stecken so voll geflügelter Worte, daß Büchmann, wollte er gründlich sein, so ziemlich den ganzen Busch in seine Sammlung hätte aufnehmen müssen; ein Zeichen, welchen Schatz auch das Volk darin gefunden hat. Und das giebt er nur so nebenbei, denn die Hauptsache in seinen Werken, die leitende Idee, waren ihm immer die Illustrationen, sie entstanden in der Regel auch zuerst und zu ihnen machte er nachträglich zum besseren Verständniß den knappen Text. Einem Künstler also, der uns mit so reichen Gaben beschenkte, ihm schuldet das deutsche Volk das Beste, was es an Dank zu geben vermag! —





Fünftes Kapitel.

> Denn die Summe unsres Lebens
> Sind die Stunden, wo wir lieben.
>
> Dideldum.

Albert Wolf sagt in seinem »la gloire à Paris« über Emile Zola: „Dieser Naturalist hat ein Ideal: das Landleben und die Einsamkeit." Genau dasselbe läßt sich von Wilhelm Busch sagen. In einem kleinen Dorfe geboren, hat er die schönen Tage seiner Kinder- und Jugendzeit zum größten Theil auf dem Lande verlebt, und ihm hat auch der Mann die innigste Liebe in treuer Anhänglichkeit bewahrt. Soviel Schönes und Erfreuliches er auch immer draußen in der Welt, in den prunkvollsten Städten gefunden haben mochte, es zog ihn immer wieder mit unwiderstehlichem Zauber nach seinem abgelegenen, geräuschlosen, einfachen Wiedensahl. In dem lauten Getümmel, dem wirren Gewühl der Großstadt mochte er wohl eine Weile aushalten, in dem anregenden heiteren Kreis mitstrebender Studiengenossen und Freunde zeitweise einen reichen Vorrath von vorbereitenden Skizzen und Studien sammeln, aber wollte er etwas ausarbeiten, so zog er sich in die Einsamkeit nach seinem trauten Wiedensahl zurück; in stiller Naturbetrachtung versunken, wurde hier dann mit Muße das Werk vollendet.

So hatte er es während seines Münchener Aufenthaltes gehalten, der immer auf längere Zeit von diesen „Ferien" auf dem Lande unterbrochen wurde. Jetzt hat er seit einer Reihe von Jahren die Münchener „Studien" ganz aufgegeben und lebt fast ausschließlich in seinem geliebten Geburtsorte. In seinem väterlichen Hause wohnt er mit seiner Schwester, einer Pfarrerswittwe, und ihren beiden Söhnen zusammen, deren große Liebe

und Verehrung ihm die einer eigenen Familie ersetzen. Und doch bleibt es seltsam, daß er, — der erklärte Liebling der Kinderwelt, der den kleinen Schelmchen weit mehr Freude bereitet, wie jemals ein Vater zustande bringen kann, und der mit dieser Beanlagung gewiß seine Behauptung von der Schwierigkeit des „Vaterseins" für sich selbst wenigstens eclatant widerlegt hat, nun doch auch noch die Gegenbehauptung von der Leichtigkeit des „Vaterwerdens" an sich selbst zu Schanden macht und sich mit der noch weit größeren Leichtigkeit des „Onkelwerdens" begnügt.

Hat er aber auch auf die Freuden und Leiden der Vaterliebe Verzicht geleistet, so kann er auf sein Leben doch als auf ein recht liebereiches zurückblicken. Nächst den Banden der Familie, welche ihn mit Eltern und Geschwistern so innig verknüpften, sind es namentlich auch diejenigen der Freundschaft, welche seinem Lebenspfad von frühester Jugend an den schönsten Schmuck verliehen haben. Von seinen späteren freundschaftlichen Verhältnissen ist besonders dessen, welches ihn mit seinem Verleger Bassermann verbindet, zu gedenken, weil es, ganz abgesehen von dem geschäftlichen Theil ihrer Beziehungen, auch auf den geistig inhaltlichen Theil seiner Werke von wesentlichem Einfluß geworden ist.

Busch wurde mit Bassermann, dem ungefähr gleichaltrigen, bereits in den ersten Jahren seiner Münchener Studienzeit befreundet, und Beide schlossen sich als eifrige Mitglieder des Vereins Jung-München noch enger einander an. Als nun der letztere sich in Heidelberg mit dem eigenen Geschäfte auch seinen Hausstand gründete, war der Münchener Freund bei ihm ein oft und sehr gern gesehener Gast. Da konnte in der Kinderstube dann der liebe Onkel Wilhelm die drolligsten Naturstudien machen, wie er sie in seinem „Bad am Samstag Abend", in seiner Knopptrilogie und anderen Werken so köstlich verwerthet hat. Busch war selbst wie Kind im Hause, und daß er sich wirklich heimisch hier fühlte, zeigte deutlich sein Verweilen, das sich nicht selten auf längere Zeit ausdehnte. In der schönen Neckarstadt, der auch der trank- und sangesfreudige Scheffel so reiche Anregung verdankte, mochte dem Humoristen der Stoff zur heiteren Arbeit nicht leicht ausgehen. Dabei war der tägliche intime Verkehr mit seinem Verleger und Freunde Bassermann, einem feingebildeten und klar denkenden Kopf, eine Annehmlichkeit von nicht zu unterschätzendem Einfluß, wie er unter so günstigen Bedingungen gewiß selten einem Autor zutheil wird. Mit ihm konnte die gerade vorliegende Arbeit auf das eingehendste überlegt und besprochen werden, und seine Einwirkung ist bei mehreren der bedeutenderen Werke, wie „Pater Filucius", „Kritik des

Herzens" und „Stippstörchen" unzweifelhaft in vortheilhafter Weise zur Geltung gekommen.

Wie in Heidelberg, so weilte Busch auch gerne in Frankfurt am Main, wo ihm gleichfalls liebe Freunde wohnten, Bildhauer Friedr. Schürholz, Maler Anton Burger, Klimsch und Andere. Außerdem lebte hier im Hause der Familie Keßler als Hauslehrer sein Bruder Otto in sehr angenehmer Stellung, und durch diesen eingeführt, fand er auch hier die liebevollste Aufnahme.

Als Frau Keßler einen Erzieher für ihre Kinder suchte, hatte Otto Busch sich zwar zur Uebernahme dieses Amtes bereit erklärt, dabei aber die radicalsten Bedingungen gestellt; er verlangte in Betreff der ganzen Hausordnung eine vollständige Umwandlung; das Prunken nach außen, das Streben, ein großes Haus zu repräsentiren, wie man es bis dahin in der prächtigen Villa des reichen Banquiers in der Bockenheimer Allee gewohnt war, sollte gänzlich aufhören, keine glänzenden Gesellschaften sollten fernerhin gegeben werden; die Frau des Hauses müsse in ganz einfacher Toilette gehen und dann ihre Zeit nur ihren häuslichen Pflichten, vor Allem ihren Kindern widmen. Wenn sie das nicht wolle, möge sie sich irgend einen Andern suchen, der ihre Kinder verderbe. Frau Keßler wurde für die Nützlichkeit dieser Forderungen eingenommen und engagirte Otto Busch als Erzieher ihrer Kinder; von dem Tage seines Eintrittes an wurde das Hauswesen nach seiner Façon total reformirt. Und bis zu seinem im Sommer 1879 erfolgten Tode hat er diese dominirende Stellung ohne Minderung seines Einflusses eingenommen, jedenfalls ein Zeichen, daß sich alle Mitglieder des Hauses dabei wohl fühlten.

Auch Wilhelm Busch, der für die Eingezogenheit und das Landleben Schwärmende, fühlte sich im Schooße dieser Familie, in welcher er mit dem vertrautesten Entgegenkommen aufgenommen wurde, so heimisch, daß er in der Villa Keßler ein paar Jahre lang fast ausschließlich seinen Wohnsitz aufschlug. Während dieser Zeit legte er auch ein glänzendes Zeugniß für seine Begabung als Bildhauer ab, indem er die lebensgroße Büste der Frau Keßler modellirte und in dieser Arbeit bei einer höchst genialen technischen Behandlung eine vollkommene Portraitähnlichkeit erzielte. Ein Bronzeabguß derselben wurde die Hauptzierde des Prunktisches im Hause.

Ein anderes Geschenk machte Wilhelm der Familie Keßler mit einer nicht minder werthvollen, originellen Arbeit. Er führte nämlich das Hauptwerk seiner zeichnerischen und dichterischen Thätigkeit, den heil. Antonius, ganz nach der Manier der alten Mönchshandschriften, welche für diesen

Stoff jedenfalls vortrefflich geeignet ist, in Aquarellmalerei aus. Wie hier nun Zeichnungen und Text in einem Guß harmonisch verbunden sind, so würde — in dieser Gestalt veröffentlicht — eine solche Ausgabe unzweifelhaft das Vollendetste bieten, indem sie in einem Gewande erschiene, das dem Inhalte möglichst würdig wäre.

Für jeden, der die Welt ein bissel kennt, liegt es auf der Hand, daß die geschilderten Vorgänge in der Villa Keßler eine wahre Sündfluth des unlautersten Gewäsches in der guten Stadt Frankfurt hervorrufen mußten. Ist die Gesellschaft schon jederzeit geneigt, das ihr gänzlich Fernliegende mit dem größten Interesse ihrer „Betrachtung" zu unterziehen, um wieviel mehr ist sie darauf erpicht, sobald ein persönliches Element mit unterläuft, sobald sie sich in einem ihrer althergebrachten Rechte angegriffen, zurückgesetzt fühlt, sobald verletzte Eitelkeit in dem reizenden Concert den Taktstock schwingt und der Neid dazu die erste Flöte spielt. Je weniger man die Oeffentlichkeit suchte, desto mehr Stoff fand diese natürlich zu den geheimnißreichsten Combinationen, und daß dabei die trübsten auch am liebsten colportirt wurden, ist leider selbstverständlich. Wilhelm Busch ist, — wie man sich den Zeichner der tollsten Verzerrungen und Carikaturen am Ende nicht gerade vorstellen würde, — eine auffallend ebenmäßige und männlich schöne Erscheinung; bei einer über mittelgroßen Figur imponirt doch am meisten der Kopf, den die hohe edel geformte Stirn, die ausdrucksvollen klugen Augen, die feine Nase, der von einem schönen Vollbart umrahmte freundliche Mund zu einem echten Malerkopf stempeln.

Eine solche in jeder Beziehung hervorragende und wegen ihrer Herzenseigenschaften überall gern gesehene Persönlichkeit tritt nun in freundschaftlichen Verkehr mit einer vornehmen schönen Dame, wie es Frau Keßler war, wohnt längere Zeit in ihrem Hause, modellirt sie, macht ihr Geschenke, — welch ein überreiches Stoffgebiet für die Klatschsucht der neidischen Welt! Was weiß sie von einem reinen Freundschaftsverhältniß, das nur die Seelen sympathisch verbindet, sie muß Alles in ihren Sumpf des gemeinen Materialismus herabziehen, sie kennt nur eine Liebe —: „das Strahlende zu schwärzen." Und diesem Hochgenuß fröhnt sie ohne Ermüden.

So sehr nun auch die von der niedrigen Misère dieser übelwollenden Gesinnungen Angegriffenen sich darüber erhaben fühlten und ihr die vollständigste Verachtung entgegensetzten, so konnte Busch sich doch nicht verhehlen, daß die ihm innigst befreundete Familie sich von den Fatalitäten dieser Erbärmlichkeit nicht ganz frei machen könne, und er zog es aus Rücksicht darauf vor, mit der Zeit seine Besuche vollständig einzustellen

und damit dem Zweifel an der Harmlosigkeit des Verkehrs jeden Boden zu entziehen.

Sein Aufenthalt in der bayrischen Residenz beschränkte sich mit den Jahren auch auf immer kürzer werdende Zeitdauer. Manche der früheren Freunde waren von dannen gezogen, die meisten, verheirathet, bewegten sich in anderen Kreisen. Am intimsten verkehrte Busch seit Anfang der siebziger Jahre mit den ihm geistesverwandten Lorenz Gedon und Fritz Aug. Kaulbach. Den ersteren lernte er früher durch seine Stimme wie durch seine Person kennen. Busch wohnte damals in der Schwanthalerstraße; in einer Nacht wurde er plötzlich von einem furchtbaren Höllenspectakel aufgeweckt. Draußen waren etliche aus dem weißen Rössel in der Heustraße heimkehrende Gäste mit der Polizei in Conflict gerathen. Einer überbrüllte alle Anderen mit Stentorstimme; das war — wie Busch am andern Tag in der Kneipe erfuhr — Lorenz Gedon. Er, der freieste Sohn der Kunst, sollte sich von einem Sklaven des eisernen Zwanges arretiren lassen! — Das hatte ihn aufs Aeußerste empört und seine Stimme so überwältigend erheben lassen.

Als Busch diesen genialsten der Münchener Künstler nun auch persönlich kennen lernte, war es natürlich, daß er mit ihm den innigsten Freundschaftsbund schloß. Wurde der fast tägliche heitere Verkehr mit ihm zeitweise durch seine Abwesenheit von München unterbrochen, so suchten die Freunde denselben durch eine lebhafte Correspondenz zu ersetzen. Natürlich wurden dabei auch tiefernste philosophische Probleme der Betrachtung unterzogen. So schreibt Busch von Wiedensahl aus in einem Briefe vom 13. März 1877:

„Zuvörderst bezeuge ich Deiner liebenswürdigen und perfecten Köchin meine ergebenste Hochachtung! — Demnächst erkühne ich mich, Deine Frage wegen der Häringskartoffeln versprochenermaßen zu beantworten. —

Man legt in der Schale gekochte und in Scheiben geschnittene Kartoffeln abwechselnd mit gehacktem Häring in eine Blechform. Sodann verquirlt man sauren Rahm, Eier und zerstoßenen Zwieback, gießt's drüber, schiebt die ganze Geschichte in den Bratofen und läßt sie stehen, bis sie krustig wird. — Besten Appetit!“

Ferner am 3. August 1877:

„Mit Anfang September gedenke ich Dich, mein Lieber, mal wieder in München zu sehen; und hoffentlich gelingt es mir dann, eine Art von Arbeitshöhle zu finden, um drinnen, wie mir's beliebt, bei leidlicher Beschäftigung einer ungestörten Einsamkeit fröhnen zu können.“

Und am 17. Aug. 77:

„Eben bekomme ich Deinen freundlichen Brief, grade wie ich in den Wagen steigen will, um nach Frankfurt, Heidelberg, München abzufahren. — — —

Das erwähnte Atelier miethe sofort. Für die Einrichtung bitte ich um Deinen durchaus nöthigen Beistand. —"

Dieses Auftrages entledigte sich Gedon in echt freundschaftlicher Weise; er richtete ihm das Atelier, in der Karlstraße gelegen, mit dem ihm eigenen unübertrefflichen Kunstsinn vollständig ein; so konnte denn Busch sich in dieser pompösen und doch so urgemüthlichen „Arbeitshöhle" mit aller Macht in die Arbeit stürzen. Und so geschah's: es gewann wirklich den Anschein, als wollte Busch den bereits errungenen Lorbeeren auch noch den des Malers, des Coloristen hinzufügen. Er malte eine Zeitlang mit großem Eifer, charakteristische Studienköpfe und kleine Genrebilder, alle, wenngleich etwas stark an die Manier der von ihm so hochverehrten Niederländer erinnernd, doch eine bedeutende Begabung für Colorit und eine energische Bravour in der Technik bekundend. Auch seine näheren Freunde Lenbach, F. A. Kaulbach, Diez und Andere waren in dieser günstigen Beurtheilung seiner Arbeiten einig und auf seinem Atelier sowohl wie bei den gemüthlichen Zusammenkünften auf der Kegelbahn und dem Keller bekam er von ihnen manch ermunterndes Wort zu hören. Doch bei ihm selbst schien die Zufriedenheit mit diesen seinen Leistungen nur eine sehr unvollkommene zu sein: er hat nie etwas davon zur Ausstellung gebracht, sie vielmehr unter seine Freunde, die Gefallen daran fanden, verschenkt. Am deutlichsten aber gab sich dieses Ungenügen darin kund, daß er nach einiger Zeit das Atelier wieder aufgab. Die originelle Ausschmückung übernahm F. A. Kaulbach. Bei späteren Münchener Besuchen hat Busch dann zeitweise auf dem Atelier Lenbachs seine malerischen Versuche fortgesetzt, ohne zu einem befriedigenderen Resultat zu gelangen; jedes Genie hat eben auch seine Grenzen.

Im Februar 1878 schreibt Busch an Gedon, nachdem er die ersten Frühlingszeichen gemeldet:

„Einen Monat noch und die Welt wird wieder heller und wärmer; und dann schau' ich auch mal wieder 'naus; und dann wollen wir mal wieder kegeln, trinken, dischkuriren und sonst zusammenhocken — aber natürlich Alles in den Schranken der Tugend und Sittsamkeit. —

Also, lieber Freund, meine besten Grüße an Groß und Klein im Haus und die Freunde drum herum."

Einem andern Münchener Freund schreibt er am 12. Juli 1881:

„Eine prächtige Erscheinung hat mein armes Wiedensahl neulich gehabt, aber eine flüchtige; denn hier ist ja leider nichts Rechtes los, um was Rechtes festzuhalten. Wollt' ich also diesen lieben Lorenz noch ein paar Tage sehn, so mußt' ich mich kurzweg entschließen, mitzureisen; was ich that und was mir große Freude machte. . . ."

Gedon war also einer der wenigen Intimen, die Busch in seinem Wiedensahl besuchen durften, dessen feierliche Stille im übrigen von ihm derart gewahrt wurde, daß er es in den meisten Fällen vorzog, selbst näheren Freunden, die ihn, etwa auf der Durchreise, besuchen wollten, ein Rendezvous in einer der nächstgelegenen Städte zu geben. In seinem Heiligthum liebte er es, ganz der „ungestörten Einsamkeit zu fröhnen".

Am 17. April 1883 schreibt er:

„Mit Freund Gedon hab' ich neulich in Detmold ein paar heitere Tage verlebt. Er war bei Hof wie im Wirthshaus ein vielgefeierter Mann, hat aber auch einen potzwunderfeinen Saal erbaut, der sich im Glühlicht frei geschwungener Lüster gar stattlich ausnahm. Der Glanzpunkt beim Saalweihfestball soll gewesen sein, als schöne Jungfrauen dem Künstler einen Lorbeerkranz übermittelten, wozu Ihro Durchlaucht die Fürstin höchstselbst das Gedicht verfertigt. Ich war aber nicht dabei; sah nur zu, wie Er sich vorher wusch und schließlich ein Paar aus München mitgebrachte blitzfunkelneue Stiefeletten aus dem Koffer zog, welche sich bei thätlicher Prüfung als krumm nach derselben Richtung, daher unpassend für zwei Füße desselben Menschen herausstellten. — Von Detmold ging's nach Münster, wo in allen Schlupfwinkeln herumgetandlert wurde. Abschied in Hamm. Er mit einem gothischen Säbel und sämmtlichen Zeitungen bewaffnet, nach Worms München — Rom — ? — ich nach hier. Der wunderliche Kerl ist mir womöglich noch lieber geworden als bisher."

Bei diesem heitern Abschied dachte Busch sicherlich noch nicht daran, daß ach! sobald derjenige für immer folgen sollte, ebensowenig wie bei den Zeilen, die er an Gedon selbst einige Zeit vorher richtete:

„Den Juli hab' ich vor, mit den beiden jüngsten Neffen nach Borkum, einer kleinen Insel in der Nordsee, zu gehn. Den Herbst hoff' ich dann Dich und die Deinigen gesund und fröhlich wieder zu sehn. — Meine besten Grüße!

Bis zum Finale

Dein getreuer

Wilhelm Busch."

bei diesem Schlußsatz der Schreiber ahnte, wie schnell es mit dem geliebten Freunde zu Ende gehen sollte.

Schon im Sommer 1883 wurde das Leiden Gedons immer bedenklicher. Am 14. August schreibt Busch an F. A. Kaulbach:

„An Freund Lorenz hatt' ich seinerzeit ein paar Zeilen nach Stuttgart geschrieben, worauf ich, wie erwartet, keine Antwort erhielt. Nun hör' ich zu meiner Freude von Dir, daß er wieder muthig herumwirthschaftet. Ich mag und kann an eine Rückkehr des bösen Dings nicht glauben; so ein sonderbarer Kerl ist nicht gleich wieder da, und dann sieht er auch so selbstverständlich und wurzelfest aus, als könnt' er gar nicht umfallen. — "

Aber das qualvolle Leiden machte unaufhaltsame schnelle Fortschritte. Am 14. Dezember schreibt Busch:

„Von unserm lieben Gedon berichtet man mir das Schlimmste. Ich glaubte nur nicht dran; ich dachte, die Aerzte müßten sich täuschen; er schien mir so unverwüstlich; Jetzt hab ich den gräßlichen Gedanken bei Tag und Nacht. Du siehst ihn gewiß oft; oder weißt des Genaueren. Bitte schreib' mir doch mal darüber."

Und zehn Tage später:

„Sei bedankt für Deinen Brief, obwohl Du mir nur so Trauriges berichten konntest.

„Sonderbare Menschheit!" Ja sehr! — daß dem Einen nicht erlaubt ist, die Schmerzen des Andern durch den Tod zu verkürzen, wie man's dem Thier zu thun kein Bedenken trägt, scheint mir doch nicht so verwunderlich. Der Gesetzgeber mußte die niederträchtige subjektive Willkühr zu verhindern suchen; und wollte der Staat in solchem Falle selbst eintreten, so würde die wissenschaftliche Leidensverkürzungscommission vermuthlich vor dem Wer weiß? zurückschrecken. — Ferner! Thier und Mensch sind dem Grade nach himmelweit verschieden. So ein Menschenschädel hat seine aparten Winkel. Nicht einmal zu der zweifelhaften Freiheit des persönlichen Selbstmörders, der meint, daß er ewig weg ist, wenn er's Licht ausputzt, vermag sich unser Bruder Schlängel-, oder Krabbel-, oder Plätscher-, oder Flattermann emporzuschwingen; ganz abgesehn von demjenigen, welcher untertaucht in der Hoffnung, an einer günstigeren Stelle wieder aufzutauchen, wobei er denn die Rechnung ohne den Wirth macht, indem kein altes Uebel so groß ist, daß es nicht von einem neuen übertroffen werden könnte. Zu dem Gedanken aber, das Dasein überhaupt sei Irrthum oder Schuld, hat sich selbst der Intellekt des Menschen erst mühsam hindurchgearbeitet. Den Irrthum hebt die Erkenntniß auf, die Schuld wird getilgt durch freiwillig auferlegte Buße. Das erstere versuchte der große Weise in Indien mit der Versenkung in die vier heiligen Wahrheiten, das andere war von jeher die Aufgabe des Asketen. Beiden wäre der voreilige Schnitt durch den Lebensfaden eine empörend zwecklose That. Eine Sekunde noch kann für ihr Heil entscheidend sein. — Ich schweige von der höchsten Auffassung. Der Christ betet bekanntlich um Abwendung eines plötzlichen Todes." —

Haben wir in dem Vorhergehenden den Schöpfer des unverwüstlichen Humors auch von seiner ernsten Seite kennen gelernt, so erschließt sich uns die ganze Tiefe dieses reichen Gemüths doch erst recht in dem poesievollen Nachruf, mit welchem er bei der Nachricht von Gedons Tode seinem Seelenschmerz um den unersetzlichen Verlust des theuren Freundes Worte verlieh. Ich glaube keine schönere Gelegenheit finden zu können, um auch die charaktervollen Schriftzüge des Meisters seinen Verehrern vor Augen zu führen, als wenn ich das Fac-Simile dieses herrlichen Gedichts hier folgen lasse.

Lorenz Gedon
† 27 Dec. 83.

So traurig schwandst du uns, so unerwart,
Ein köstlich Bild urfrischer Gegenwart;
Ein Baum, an Krone und Wurzel unbewegt,
Ob auch der Sturm in seinen Wipfel schlägt;
Und schon, als kaum dein goldener Herbst die Welt
Zur Freude lud, hat dich der Tod gefällt.

Die Schlange, die sich durch die Zeiten schlingt,
Vieltausendfach der Menschheit Leib umringt,
Die stets vernichtet, was zu leben regt,
Grausam hat sie auch deine Kraft zernagt.

Du warst ein rechter Sohn vergangener Zeit,
Der Liebling alter Kunst und Herrlichkeit;
Und dankbar wahrst du, was die Mutter dir
Als Erbtheil hinterließ zu Schmuck und Zier,
Der Mitwelt und der Nachwelt edles Gut,
Mit sorgsam kluger Hand in sichrer Hut.

Schatzmeister warst du in der Schönheit Reich,
Doch Kenner auch und Könner allzugleich

Das feine kunstvoll reizende Geräth,
Des Menschenbild in stolzer Majestät,
Den Prachtpalast, den heimlichen Saal,
Aufstrebend Kirche zum höchsten Ideal,
Von dir erdacht, gebildet und erbaut,
Wie froh bewundernd haben wir's geschaut

Wie oft hast du die festlich heitre Nacht
Verschönt durch der Erfindung Zaubermacht,
Wenn dein Genie den altgewohnten Raum
Der Wirklichkeit entrückt zum holden Traum,
Wenn du die Halle formenreich geschmückt
Und glücklich warst, weil Andre du beglückt.

Dann brüderlich und fest und liebewarm
Umschlang die Gegenwart dein starker Arm.
Voll Muth, voll Ungestüm, doch zart gesinnt,
Im Ernst ein Mann, in Fröhlichkeit ein Kind,
Der welschen Art geneigt, des Andern Feind,
Ein glühend Herz warst du, ein treuer Freund,
Dazu ein wackrer Zecher, deutsch und echt;
Heil jeder Stund'! die ich mit dir verzecht.

Im alten teutoburger Walde sahn
Wir uns zuletzt. Ich ging mit dir zur Bahn.
Du sprachst: Auf Wiedersehn! – Fort rollt der Zug,
Der dich für ewig in die Ferne trug.
Ach, liebster Freund! Ein Theil von meinem Glück
Nahmst du mit fort und bringst nie mehr zurück.

Wilh. Busch.

Ist das Wilhelm Busch, der Humorist? — wird da mancher ganz verdutzt fragen. — Ja, er ist's, es ist der echte Busch in seiner ganzen Herzenstiefe. Das sind Töne, wie sie ein Geibel nicht klang- und schwungvoller, aber auch nicht ergreifender anzuschlagen vermocht hätte! Busch wünschte eine Veröffentlichung dieses Nachrufs nicht; so innig zart war der Gefühlserguß, daß er eine Berührung mit der rauhen Nüchternheit der Oeffentlichkeit scheute. Der Verfasser schickte nur zwei Abschriften an die Wittwe des verstorbenen Freundes und an F. A. Kaulbach; an letzteren mit den Worten:

„Lieber Fritz! Nach all dem Grübeln über Gedons qualvollen Zustand war mir die Todesnachricht eine Art Trost. Das gesunde Bild des lieben Menschen kann doch wieder Platz gewinnen. Einige Zeilen, die ich darüber geschrieben, theile ich Dir mit."

Und an Frau Gedon schreibt er am 7. Januar 1884:

„Es ist mir eine Genugthuung, daß gerade Sie die Zeilen, die ich auf unsern lieben Lorenz geschrieben, so wohlwollend aufgenommen haben. Gar oft in letzter Zeit, wo ich seine grausame Lage Tag und Nacht in Gedanken trug, hatte ich vor, Ihnen einige Worte der Theilnahme zu schreiben. Aber, wie klein und gleichgültig erscheinen doch so ein paar armselige Menschenworte dem gegenüber, den Wochen verstört und furchtbares Leid umfangen hält. Da muß Trost wo anders herkommen.

Die schöne Dose hab' ich mit Wehmuth in die Hand genommen. Also auch das hat seine Freundschaft nicht vergessen! Im letzten Frühjahr, in Münster, forderte er mich auf, ihn öfters daran zu erinnern. Ich habe das scherzhaft gethan und bereu es nun, wenn ich bedenke, welch ernstliche Sorgen ihm seither auf dem Herzen gelegen. Aber immer bis zuletzt war ich der festen Hoffnung, seine kräftige Natur müsse das Uebel überwinden. Es war ja nicht seine Art, sich viel auszusprechen. Während jener Reise schien er nur mit doppelter Liebe und Sehnsucht nach Hause zu denken. Er empfing mit der größten Freude die Nachrichten von dort; den Brief der Gogo mußte ich auch lesen. — Die Tage von Detmold sind mir unvergeßlich, und öde wird's mir ums Herz, nun ich mir sagen muß, daß ich diesen herzigen, sonderbaren, hochbegabten Freund nie mehr wieder sehe."

Nicht minder klar wie sich hier das edle Freundschaftsgefühl des Briefschreibers kennzeichnet, bekunden auch zahlreiche andere Stellen die vortrefflichen Herzenseigenschaften desselben. Und wie mit einem duftigen Kranze durchflochten, giebt sich immer wieder mit lebenslustigem Lächeln das liebevolle Interesse für das Leben und Weben der herrlichen Gottesnatur zu erkennen. So heißt es in einem Briefe aus Wiedensahl vom 12. März 1879:

„Bei uns ist's Winter. — Die Staare, welche schon angekommen waren, haben wieder aufgehört zu pfeifen. Statt dessen pfeift der Wind recht sehr unter

dem Dach und hinter den Fensterladen, und der Schnee mulmt durch die alten Zwetschenbäume, daß ich das rotirende Kreuz der Windmühle in der Ferne nur stellenweise zu Gesichte kriege. — Du aber, so hoff' ich, sitzest oder wandelst bereits mit Deiner Herzallerliebsten im milden Frühlingssonnenschein der guten Stadt München, die nun leider viel zu weit von mir weg ist."

Ferner am 27. Juli 1880:

„Da soeben meine Aprilantwort auf Deinen guten römischen Brief mit der Notiz: non esiste! wieder an mich zurückkam, so muß ich wohl annehmen, daß Du seither nichts von mir gehört hast. Das wäre allerdings nicht so schlimm, — denn was könnt' ich Dir sonst Sonderliches aus meiner Ecke heraus schreiben, als daß ich meine Rosen begossen und gelaust, die Bäume ins Laub und das Korn in Aehren schießen sah, daß ich mal zu Bremen im Rathskeller gesessen, dann über die Haide nach Celle und so weiter nach Wolfenbüttel, Ebergötzen, Göttingen fuhr — damit wär's gar! — Unbehaglich ist mir's, daß ich gar nichts von Euch höre. Wo sitzt Ihr diesen Sommer im Schatten? Wie befindet sich das hübsche Madamchen? — Kurzum! schreibt mir bald mal Was!

Dieses würde sehr erfreuen
Deinen alten und getreuen

Wilh. Busch.

Seine Vorliebe für eine originelle Bezeichnungsweise, welche sich in seinen Schriften und Briefen verschiedentlich äußert, bekundet auch namentlich das folgende Schreiben vom 29. October 81.

„Ja, lieber Fritz, man wird mit dem Alter nicht leichter und die Wege werden nicht kürzer. Die Jahre vor den Vierzigen tragen uns, aber die hernach hocken auf in die Kiepe und wir müssen sie schleppen. Also laß mich hier nur noch so hin schwelen und schmurgeln; ich schnitzle an einem kleinen Buch herum.

Unser Herbst fährt uns derweil so recht mit dem naßkalten Lappen über den Buckel. Die Waldwege sind schmierig, doch besuch' ich hin und wieder unsern Eumäus bei seiner Heerde unter den Eichen.

Schönsten Dank für Deinen lieben Brief! und lieber Mensch, mach's recht bald wieder so und sei mir mit Deiner Frau recht herzlich gegrüßt, und denkt zuweilen mitsammen an

Euren alten getreuen
Murkepott
Wilh. Busch.

Dann am 20. Jan. 82:

Ueber Deinen lustigen Brief hab' ich recht geschmunzelt; konnt's auch so schon seit einigen Tagen. Kurzum, es geht wieder gut —. War auch zu scheußlich, den Kopf alleweil voll Watte zu haben, daß kein lustiger Floh drin hupfen kunnt. — Jetzt heißt's kritze kratze und an die sogenannte Arbeit, daß nachgeholt wird, was seither verpaßt wurde. — Sonst käm ich wohl gleich und machte Dir das bekannte dreifache Pläsir.

Es ist halt schön,
Wenn wir die Freunde kommen sehn. —

Schön ist es ferner, wenn sie bleiben
Und sich mit uns die Zeit vertreiben. —
Doch wenn sie schließlich wieder gehn,
Ist's auch recht schön.

Die Freuden Nr. 1 und 3 sollen aber, wie boshafte Leute behaupten, die eigentlich sicheren sein. —

Nach Paris schreibt er dem Freunde am 17. April 83:

„Nur Geduld, lieber Fritz! Was scheren Dich in einer Stadt voll lustiger Bilder die paar langweiligen Deutschen? Und mit den Franzosen, wenn's partu sein muß, wirst du ja auch pòapò was zurecht schmußen lernen. Uebrigens vertrau ich Deiner Hartnäckigkeit, daß Du Dich nicht, sei's von Deutschen oder Franzosen, aus Deiner erbeigenthümlichen Haut jagen läßt. — — — — — — — — — — — Ja, was weiter? Ich schustere eine neue Schose für den Druck zurecht. Von vorne gesehen, scheint's immerhin weitläufig, bis man sich da hindurch gewürmelt hat. — Sonst betrachte ich den Wiedensahler Frühling; wie sich all das Unkrautgesindel mit grünen Lanzetten und röthlichen Kolben an die erleuchtete Oberwelt durchschlägt. Auch die Staare flöten, schwatzen, klappern, tragen Halme ein: das Allerweltsplâsir nimmt auch bei diesem hübschen Gethier seinen Fortgang."

Bei solcher überall hervortretenden Freundlichkeit für jede Art lustigen Gethiers ist es nicht zu verwundern, daß Busch ein abgesagter Feind der Jägerei ist, wie sich dies, allerdings nur in humoristischer Weise, an verschiedenen Stellen äußert. So fragt er in einem Briefe:

„oder hast du schon irgend ein Hochgebirg erstiegen, um zur Dämmerstunde die verruchte Knallbüchse in der Hand, an der Kante des Waldes zu lauern? —"

Und am 14. Aug. 1883 schreibt er:

„Dich, Du Lieber, seh ich im Thatendrang vor dem Malgestell; natürlich aber auch im Abendschummer an der Waldesecke — fast hätte ich entrüstet Leider! gesagt, wenn mir nicht eben beifiele, daß ich kürzlich einen Rehbock, der von meinem leibhaftigen Bruder ermordet wurde, mit lasterhaftem Plâsir hätte verputzen helfen.

Was soll ich Dir nun von mir berichten? Der Sommer schiebt ab, die Bauern balbiren die Felder und bald wird der Herbstnebel wieder in den zierlichen Netzen der Spinnen glänzen. Nächste Woche soll aber noch erst hier herum, auf Stoppel und Haide, ein militärisches Geknatter und Spektakel losgehn. Ich zieh' mich derweil die Weser hinauf, durch den Solling herum nach Lüethorst, wo mein lieber alter Onkel wohnt."

Die Toleranz seiner Beurtheilung zeigt am besten das folgende Schreiben vom 4. Nov. 84:

„Habe Dank, liebster Fritze, für Deinen hübschen Zettel aus der Almhütte, von wo Du nun vielleicht schon wieder „befriedigt" heruntergestiegen bist. Uebrigens bin ich nicht so, daß ich den Kopf schüttle über andrer Leute Passionen; hab genug zu schütteln über meine eigenen. Und was das Bedauern anbetrifft, so

pflegt man ja den Mitmenschen wegen seiner Laster weniger zu bedauern als zu beneiden. Ich mache keine Ausnahme von dieser allgemeinen menschlichen Niederträchtigkeit, derentwegen ich mich selber zu bedauern habe. Eine Folge dieser Herzensschlechtigkeit ist natürlich die Freude an den Widerwärtigkeiten, welche demjenigen mitunter zu begegnen pflegen, der auf dem Pfade des Lasters wandelt. Wenn Du mir also einige recht unangenehme Jagd-Strapazen oder gar Enttäuschungen mittheilen könntest und wolltest, so würde mir das sehr erquickend sein. Aber ich fürchte, Du gönnst mir das Vergnügen nicht, sondern verschweigst die Verdrüsse und überstrahlst mich dagegen mit Deiner ungetrübtesten Herrlichkeit. — — — — — — — — — — — — — — —

Nachdem wir allhier zu guter Letzt noch einige wundersam goldne Tage und silberne Nächte gehabt, sind wir nunmehro ringsum von Nebel umdünstet. Die löblichen Bäume, denen jüngst im Reife die Finger verklanten, lassen gedankenlos ihre Fächer fallen. — Leb' wohl!

Dein

Wilh. Busch.

Und welche gemüthvolle Naturphilosophie äußert sich in den folgenden Zeilen vom 28. Febr. 84:

„Es wäre hübsch von Dir, wenn Du mich „Oansigl" im Hinterwald demnächst mal wieder brieflich-gespensterhaft umsäuseln würdest. So ein Schriftstück ist ja allerdings nur wie ein Lüftchen aus der Gegend, wo der Liebste wohnt, oder wie's im Liede heißt: „Kommt ein Vöglein geflogen"; allein man spürt doch Was und freut sich halt. — Wo seid Ihr denn, was treibt Ihr denn, was malst Du denn? . . . . — Hoffentlich umspielen Dich sammt Frauchen auch schon längst die anmuthigen, frühentwickelten Wunderkinder des heurigen Frühlings. Seit Neujahr pfeifen die Staare. In allen sonnigen Winkeln blüht's. Die Knospen zwängen sich rücksichtslos durch die harte Rinde der Bäume und Gesträuche. Muß man sich nicht darüber ergötzen? Sind's nicht Anverwandte? Darf der Gebildete nicht mehr unbefangen übers Wetter reden? Machen nicht Wind, Nebel, Schnee, Regen und Sonnenschein, so gut wie Lieb und Haß, und Kunstgenüsse und Kunstverdrüsse, die Witterung unter der Haut eines gefühlvollen Menschenkindes?" —

Wie spricht sich in diesen Betrachtungen die Doppelnatur des Philosophen und Humoristen, zur glücklichen Harmonie vereinigt aus!* —

* Von seinen Freunden hörte ich mehrfach die Ansicht aussprechen (und es ist möglich, daß das selbst Buschs eigene Meinung ist), er sei mehr zufällig zu der Carikatur gekommen, nur des Gelderwerbes wegen dazu gedrängt, und im Grunde vielmehr zum Grübler, zum Philosophen, zum ernsten Forscher angelegt. Mir scheint die Sachlage eine ungefähr entgegengesetzte: es hat schon so sollen sein, es ist factisch seine Bestimmung und wenn er nicht der Philosoph, der ernste Forscher wäre, er wäre niemals der große Humorist und Carikaturist geworden. Seine Werke sind die Blüthen und Früchte seiner ernsten Forschungen, seiner gründlichen Beobachtungen, und daß er ihnen als Kunstform dieses schillernde Gewand gegeben, das ist eben seine so große künstlerische Begabung.

Daß seine Grübelei sich natürlicherweise auch gerne mit dem dunklen Räthsel des Lebens nach dem Tode beschäftigt, kommt an verschiedenen Stellen seiner Werke zu Ausdruck, so in „Didelbum" (Dilemma, Seite 62), am köstlichen aber wohl in seinen Neujahrsbetrachtungen, die in der „Gegenwart" (1875) und in „Nord und Süd" zur Veröffentlichung gelangten, wie beispielsweise in folgendem reizenden Punschbowlenhumor:

Ganz besonders und vorzüglich
Macht es mich so mißvergnüglich,
Daß es mal nicht zu vermeiden,
Von hienieden abzuscheiden,
Daß die Denkungskraft entschwindet,
Daß man sich so todt befindet;
Und es sprechen dann die Braven:
Siehe da, er ist entschlafen.
Und sie ziehn gelind und lose
Aus der Weste oder Hose
Den geheimen Bund der Schlüssel,
Und man rührt sich auch kein Bissel,
Sondern ist, obschon vorhanden,
Friedlich lächelnd einverstanden. —
Schaudernd leere ich das Glas,
(Ach, wie schön bekömmt mir das).

Wo wird dann die Seele weilen?
Muß sie sich in Duft zertheilen?
Oder wird das alte Streben,
Hübsche Dinge zu erleben,
Sich in neue Form ergießen,
Um zu lieben, zu genießen,
Oder in Behinderungsfällen
Sehr zu knurren und zu bellen?
Kann man, frag' ich angstbeklommen,
Da denn gar nicht hinterkommen? —
Kommt, o kommt herbeigezogen,
Ihr verehrten Theologen,
Die ihr längst die ew'ge Sonne,
Treu verspundet in der Tonne;
Ueberschüttet mich mit Klarheit! —

Doch vor allem hoff' ich Wahrheit
Von dem hohen Philosophen;
Denn nur er beim warmen Ofen,
Als der Pfiffigste von Allen,
Fängt das Licht in Mäusefallen. —
Prost Neujahr! — Und noch ein Glas.
(Ei, wie schön bekömmt mir das)!

Uh! mir wird so wohl und helle,
Himmel, Sterne, Meereswelle,
Weiße Möwen, goldne Schiffe;
Selig schwanken die Be—jiffe,
Und ich tauche in das Bette
Mit dem Seufzer: Hen—i—jette!

Kostbar, wie hier der Zungenschlag des lebensfrohen Grüblers angedeutet wird, indem er das r nicht mehr aussprechen kann. Hier zeigt sich's so recht klar, wie der Humorist, wenn er auch auf dem freundschaftlichsten Fuße mit ihm steht, doch immer dem Philosophen über ist, und

wie verächtlich derselbe über die abstrakten und deshalb abgeschmackten Fach- und Kathederphilosophen denkt, die mit ihrem Mühlrad-Phraseologismus das richtige Denken in Pacht zu haben glauben. — Von lustigen Neujahrsgedanken durchwoben, ist auch folgendes Schreiben vom 20. Jan. 1880, welches an die Gattin eines Freundes gerichtet ist:

„Ob Wünsche den Bewünschten was helfen, ist allerdings fraglich. Jedenfalls haben sie keine rückwirkende Kraft und selbst solche Hintennachwünsche als da sind: „Wünsche wohl gespeist zu haben" sind doch eigentlich auf den zukünftigen angenehmen Erfolg gemünzt. Daher will ich denn nur, so lange des Jahres Fleißknäuel noch leidlich rund, mit dem Wunsche hervorrücken, daß Sie recht viel glückliche Dinge herauswickeln und stricken mögen.

Prost Neujahr!

Nach solchem Heilspruche pflegen sich Briefträger, Schornsteinfeger, Kuhhirten, Nachtwächter etc. auf das übliche Trinkgeld gefaßt zu machen. — So auch Ich! — (Denn auf Sowas läuft Sowas ja immer hinaus!) — Ich hoffe Sie grade so gut und liebenswürdig in diesem Jahre wiederzufinden, als ich Sie im vergangenen verließ. — Und das so bald wie möglich. — Erst muß ich aber noch mal meine liebe alte Mühle in Ebergötzen wieder rauschen und rumpeln hören."

Und derselbe gemüthvolle „Dansigl im Hinterwald", welcher in diesem Schlußsatz zum Worte gelangt, liefert — seine Liebe zur Isolirung mit ein paar Strichen kennzeichnend — in den folgenden, an dieselbe Adresse gerichteten Zeilen vom 25. April 84 ein gelungenes Selbstportrait:

„Wie lange ist's her, seit ich den hübschen Doppelbrief erhielt aus der Stadt der Nasallaute? Sechs Wochen? 'n Datum steht nicht drauf; nur „Sonntag Nachmittag"; als ob sonst gar keine Maschine erfunden wäre, womit der gewissenhafte Mensch die Zeit zerhackt. Ja, schnell geht's hin. Wie kurze und lange Aale glitschen Einem die Stunden und Tage durch die Hand; mit listiger Geschicklichkeit besonders die, welche man bei angenehmen Leuten verlebt. Ich weiß schon, Wen ich meine. — Und dann biegt dieser närrische Kerl auf den Seitenweg; weg von der fröhlichen Partie; flegelt sich ins Haidekraut und vertieft sich in alte ernsthafte Schmöker. Mittlerweile nimmt das lustige Picknick ohne ihn seinen ungestörten Fortgang; er hört das Lachen von fern; es dämmert; er sieht mal nach; die Butterbröde sind alle.

Eine erkleckliche Masse Luft zwischen hier und Paris! — Uebrigens hat ja die Luftperspektive grade etwas malerisch Reizendes; was mir, der ich der Verschönerung immer mehr bedarf, nur gut thun kann. Umgekehrt, wenn ich zu Ihnen und Fritz hinüberschau, dann ist mir so als ob Sie noch grad so gut und freundlich gegen mich sein könnten, wie damals in München. Hoffentlich find' ich Gelegenheit, dies mit gutem Erfolg noch bei Lebzeiten zu probiren.

Inzwischen couvertirens mal wieder ein stets willkommenes Kritzelkratzel an Ihren illerallerergebensten

Wilh. Busch.

Ja, die größte eigenthümliche Passion für das einsame „Sich flegeln ins Haidekraut und Vertiefen in alte ernsthafte Schmöker“ scheint bei Busch mit den Jahren immer stärker zu werden. Den größten Theil der Zeit bringt er jetzt in seinem stillen Winkel Wiedensahl zu, sie abwechselnd dem Vergraben in seine Bücher, den Werken seiner Lieblingsschriftsteller und dem Spaziergang, dem Aufenthalt in dem nahegelegenen geliebten Walde widmend. „Ich lebe hier ja in der besten, erlauchtesten Gesellschaft“, sagte er auf seine Lektüre zeigend zu einem Freunde, der sein gemüthliches Studirzimmerchen betrachtete. Daß er sich dabei trotzdem nicht den Erzeugnissen und Ereignissen der Gegenwart verschließt, im Gegentheil denselben mit warmem Interesse folgt, ist selbstverständlich. Ein Document dafür und zugleich für die neidlose Anerkennung und Ermunterung eines jüngeren Talentes, dessen originelles Streben und Schaffen auf dem Felde des Humors er erkannt, liefern die folgenden Strophen, mit denen er die Einsendung des ausgegrabenen Buches „Schlau, schläuer, am schläusten“, der bekannten ägyptischen Humoreske von C. M. Seyppel, dem Autor beantwortete:

Schönen Dank! — Der Spaß ist würzig. —
Hätt ich König Rhampsinits
Goldne Schätze, dann so gäb ich
Schönen Dank für lust'gen Witz.
Denn, was Du am lotosblumigen
Altägyptischen Strand des Nil's,
Was Du in dem Land der Mumien
Ausgegraben, mir gefiel's.

Wiedensahl
20/9 1883

Wilh. Busch.

Wie zeigt sich hier in den wenigen Zeilen nicht nur der geschickte Erfinder seltener Reime, sondern auch der Humorist von seiner liebenswürdigsten Seite. Auch beweisen sie, daß die Annahme, er habe sich ausgeschrieben, noch gar wenig Anspruch auf festen Boden hat. Aber es scheint, Busch denkt wie Augier, von dem Paul Lindau erzählt, daß er sein Verstummen derart erklärt habe, er wolle lieber zu früh als zu spät aufhören zu produciren, und diesen Entschluß habe er schon in der Zeit seines besten Erfolges gefaßt, als er gesehen habe, wie schnöde der alte Scribe von einem Theaterdirektor abgewiesen worden sei. So genießt denn Busch die angenehmste Ruhe, die nur durch Besuche bei seinen Verwandten und Freunden würzend unterbrochen wird.

Busch's Liebhaberei für die Abgeschiedenheit ist auch wohl hauptsächlich die Ursache dafür, daß sich die Mythenbildung bereits in den seltsamsten Erfindungen mit ihm beschäftigt hat. Was sie zur Zeit seines Frankfurter Aufenthaltes alles erdichtet, ist bereits angedeutet worden. Am bezeichnendsten und am weitesten verbreitet ist wohl das Gerücht, daß er schon seit längerer Zeit nicht mehr unter den Lebenden weile. So schreibt Paul Lindau in „Nord und Süd" bereits 1878:

„Er ist schon mehrfach todtgesagt worden, und man hat an seinen Tod geglaubt, weil man von seinem Leben so wenig weiß. Noch vor Kurzem war ich Zeuge einer lebhaften Debatte über das Sein und Nichtsein des liebenswürdigen Freundes. Da wurde von einer Seite mit der vollsten Bestimmtheit behauptet, daß Wilhelm Busch seit 1872 ein stiller Mann und sein letztes Werk, welches er geschrieben, die »fromme Helene« sei. Die sämmtlichen späteren unter dem Namen von Wilhelm Busch erschienenen Schriften rührten von dessen Bruder her, der sich in den Stil und die Linien des selig Verschiedenen meisterhaft eingearbeitet habe und aus kaufmännischen Rücksichten den Irrthum aufrecht erhalte. Ich bemerke noch, daß der Mann, der diese Fabel in bestem Glauben erzählte, ein literarisch bewanderter Mann und selbst Schriftsteller ist. Zu verwundern ist es allerdings nicht, daß solche abenteuerliche Geschichten erzählt werden und Glauben finden, denn von den deutschen Berühmtheiten giebt es wohl keine einzige, die mit ihrer Person so wenig an die Oberfläche getreten wäre, wie der Verfasser von »Max und Moritz«.

Und seitdem hat der Einsiedler nur immer noch mehr Grund zu solchen Gerüchten geliefert. Wie weit verbreitet dieselben und wie lebhaft andererseits auch das Interesse für diese seltsame Persönlichkeit, das bekundet am besten der Umstand, daß kaum ein Monat vergeht, in welchem sein Verleger Bassermann nicht eine oder mehrere Anfragen, telegraphisch oder schriftlich, erhält, ob Wilhelm Busch todt sei oder noch lebe. Meistens handelt es sich dabei um Entscheidung einer Wette. Bei Beantwortung einer solchen erkundigte sich Bassermann unlängst nach dem Ursprung des

Gerüchts, und erhielt darauf von Hamburg, 3. Nov. 85, nach Erstattung des Dankes für gewährte Auskunft, folgenden Bescheid:

„Leider kann ich Ihnen nicht mittheilen, woher das Gerücht von Wilhelm Buschs Tode stammt. Dasselbe ist weit verbreitet und war auch ich seit 2 Jahren etwa der festen Ueberzeugung, er sei gestorben. — Vermuthlich ist irgend ein anderer Busch gestorben, der mit ihm verwechselt ist und hat dies Gerücht dadurch Nahrung erhalten, daß von ihm nichts mehr erscheint. Hochachtungsvollst

Wilh. Trumpf.

Ja, wer brächte es jemals fertig, die Quellen der Mythenbildung aufzudecken; die sind unergründlich. Aber sind sie einmal am sprudeln, so ergießen sie sich in immer neuen, immer toller plätschernden Bächen durchs Land; an Stoff fehlt's ja nie. Das zeigt sich auch im Folgenden.

Der Grundzug in Buschs Charakter ist die Pietät; er ist nichts weniger wie der hämische bissige Geselle, für den er von vielen, namentlich von solchen, die ihn aus der ersten Zeit seines Schaffens kennen, gehalten wird. In der tollen Laune jugendlicher Ausgelassenheit hat er allerdings manches verbrochen, was dem Uebelwollenden eine gewisse Berechtigung zu solch scharfer Beurtheilung bieten könnte; doch, wäre er wirklich eine derartige Natur, er würde mit den Jahren jedenfalls immer bissiger, immer bitterer geworden sein, während das gerade Gegentheil bei ihm wahrzunehmen ist. Er hat sich heute zu der denkbar tolerantesten Gesinnungsart durchgearbeitet, und wenn er auch nichts weniger geworden ist, wie der trübselige Philister, der seine Jugendtollheiten in Sack und Asche bereut, so haben sich seine Ansichten doch zu einer solchen Milde abgeklärt, daß er heute keinenfalls mehr einen Antonius oder Pater Filucius verfassen würde, da es ihm im innersten widerstrebt, irgend Jemand zu verletzen. Daß diese seine Duldsamkeit ebenso verkannt wird, wie die früheren Ausbrüche seiner jugendlichen Sturmperiode, ist bei der menschlichen Sucht zu Extremen im Verkennen Anderer nur zu natürlich. Und hat man ihn früher als den verwegensten Spötter verschrieen, so gefallen sich heute „gute Freunde“ in den ungeheuerlichsten Erfindungen über seine radikale Umwandlung, seine Bekehrung. Nicht zufrieden mit der Ausschmückung des ergötzlichen Märchens, daß der pietätvolle Wilhelm Busch in seiner klösterlichen Abgeschiedenheit pietistischer wie der orthodoxeste Protestant geworden sei, läßt ihn Frau Fama auch bereits zum Katholicismus übergetreten sein. Ja, und hat die phantasiereiche Dame erst einen Pfad betreten, so ist nicht leicht ein Halten mehr, im Nu bringt sie es zu den lächerlichsten Combinationen. Zur Sühnung seiner Jugendsünden läßt sie nun den Reuigen — die

Convertiten sind ja bekanntlich immer die fanatischsten Proselitenmacher — mit dem Plan umgehen, in seinem Geburtsort Wiedensahl eine katholische Kapelle zu bauen, um auch seine lieben Landsleute zu dem einzig wahren Glauben zu bekehren und sie aller Gnaden der allein seligmachenden Kirche



theilhaftig werden zu lassen; und in dem löblichen Eifer, von den verderblichen Früchten seiner schlimmsten Jugendsünde möglichst jede Spur zu vertilgen, läßt sie ihn auch alle Exemplare des hl. Antonius, deren er habhaft werden kann, selbst aufkaufen, um sie auf einem Scheiterhaufen unter Absingung des »Ave Maria, mundi spes!« zu verbrennen. Hat er in seinen früheren Arbeiten die Heiligkeit wenig glimpflich behandelt, so muß er jetzt durch neue Werke das wieder gut zu machen suchen; er beabsichtigt also die Kapelle eigenhändig mit Wandgemälden aus dem Leben der Heiligen

Alfresko und für ewig fast,
Wenn's mittlerweile nicht erblaßt,

zu versehen; denn

Recht nützlich ist die Malerei,
Wenn etwas Heiligkeit dabei.

für den Hauptaltar aber muß das Höchste geleistet werden, da

Malt er auf Gold schön Roth und Blau
Das Bildniß unsrer lieben Frau.

Und um in der lieben Gründlichkeit nichts zu versäumen, geht sein jetziges Studium darauf aus, sich für den geistlichen Stand, dessen Cölibat er schon so lange hoch gehalten, vorzubereiten, um demnächst den in den Schoß der unfehlbaren Mutterkirche glücklich zurückgeführten Schäflein die heil. Messe lesen und ihnen im Beichtstuhl die Gnaden der Absolution zutheil werden lassen zu können.

„Fahre fort, meine Tochter, ich höre schon!"

Ja, ja, der Verfasser des h. Antonius im Beichtstuhl den Teufel austreibend, ist das nicht ein Schauspiel für Götter! — Wahrlich, Frau

Fama hat eine unbezahlbare Phantasie. Wie lange wird es noch dauern und sie hat den lustigen Spötter selbst, trotz seiner borstigen Sau, unter die Heiligen versetzt, das muß eine kreuzfidele Himmelfahrt werden! —

Wer wollte aber auch der Guten ihre Hallucinationen verargen, da ihr die Vorgänge im heutigen öffentlichen Leben die wunderlichsten Vorbilder dazu in tagheller Wirklichkeit vor Augen führen. „Weshalb sollten denn" — räsonnirt sie jedenfalls — „gerade die Ritter vom Geiste der vom Major domus ausgegebenen Zeitparole: Auf zum Pantoffelkuß! allein widerstreben, da sie doch die erlauchtesten Geister mit dieser radikalen Umsattlung beschäftigt oder gar bereits fertig sehen?" —

Augenblicklich — also Frühjahr 1886 — weilt Busch zum ersten Mal in Rom bei seinem Freunde Lenbach; welch eine günstige Perspective wieder für die lauernde Combinationslust! Eine tannhäuserische Absicht dieser Romfahrt ist doch mehr wie naheliegend, da sie so durchaus zeitgemäß zur Sanctionirung des abgeschlossenen Culturfriedens. Man denke: Busch als bußfertiger Pilger, von dem hohngrinsenden Pater Filucius geleitet, den Pantoffelkuß executirend, während im Hintergrunde hohe und würdige Vorgänger stillvergnügt lächelnd auf diesen erhebenden Vorgang herabschauen, — das könnte ein würdiges Pendant zu der F. A. Kaulbachschen Lenbachcarikatur für die Allotria-Kneipzeitung geben.

Doch Scherz bei Seite, wenn bei der gesunden Natur Buschs auch nicht zu befürchten ist, daß die Passion zum Einsiedlerleben so krankhafte Blüthen treibt, so ist es doch sehr die Frage, ob sie nicht, wenn auch unter gewissen Bedingungen fördernd, schließlich doch ungünstig und hemmend auf seine Produktionskraft eingewirkt habe. Zwar F. Pecht sucht im ersten Heft der neuen Zeitschrift „Die Kunst für Alle" darzuthun,

„daß die Bildung neuer Arten vorzugsweise durch Isolirung geschehe, ... Daß alle großen bahnbrechenden Genies in der Kunst in einer bald freiwilligen, bald durch die Umstände herbeigeführten, jedenfalls ziemlich totalen Isolirung gelebt hätten und wahrscheinlich gerade dadurch allein zur Ausbildung jener wunderbaren Originalität gekommen seien, deren Erlangung ganz unmöglich ist, wenn von allen Seiten auf den Künstler eingewirkt und ihm dadurch völlig unmöglich gemacht wird, sich rein und ungestört aus sich selbst heraus zu entwickeln." *

Zur Bekräftigung seiner Behauptung könnte Pecht scheinbar kaum ein besseres Beispiel finden, wie gerade unsern Wilh. Busch; denn nicht leicht giebt es einen originelleren Künstler wie ihn, und nicht leicht hat einer

* Also als Vorrede eine Warnung in optima forma an alle Künstler und solche, die es werden wollen, sich die neue Zeitschrift, die so manche vorzügliche Reproduktion von Meisterwerken bringt, um Gottes willen nicht zu halten, damit sie nicht — nach dem als Motto gewählten Goetheschen Ausspruch — durch „vollkommene Vorbilder in einen grenzenlosen Irrthum geführt werden." —

sein Lebtag der Isolirung de facto mehr gehuldigt wie er. Und doch ist die Pechtsche Behauptung eine durchaus unhaltbare oder wenigstens in ihrer Unbedingtheit um keinen Deut haltbarer wie die gerade entgegengesetzte, daß eben die gepriesene Isolirung zu grenzenlosen Irrthümern führe. Ich halte die Isolirung nur sehr bedingt für einen Vortheil, und finde durch die Erfahrung als vollständig erwiesen, daß sie mindestens ebensoviel Schaden anrichtet, wie die Zersplitterung durch zu viele Beeinflussung von außen.

Wenn Pecht zum Belege seiner Behauptung vor allem A. Menzel und W. Diez als Originale anführt, die kaum aus Berlin bezüglich München herausgekommen seien, so will das nicht viel heißen, da man in beiden Städten ein derartig reiches Material zum Studium vorgelegt erhält, daß man gar nicht nöthig hat, nach Rom oder Paris zu gehen, um sich „den Magen zu überladen", wenn man überhaupt dafür inclinirt. Beispielsweise bei Diez wäre es oft sehr erwünscht, wenn die Beeinflussung dessen, was er in Münchener Kunstcabinetten gesehen, in seinen Bildern weniger bemerkbar, und dagegen die gerühmte Originalität etwas stärker betont wäre. Keinenfalls läßt sich auch beweisen, daß Diez, wenn er mal nach Rom und Paris gegangen wäre, nicht noch Besseres geleistet hätte, wie er es gethan; mehr zu Ungunsten seiner Originalität wie in München, hätte er auch hier gewiß nicht beeinflußt werden können. Und läßt sich denn nicht auch mitten im tollsten Strudel der Weltstadt nach Belieben genügsam der Passion zur Einsiedelei fröhnen? —

Bei Busch ist es ganz augenscheinlich, daß die übertriebene Isolirung auf seine Entwicklung schädlich eingewirkt hat. Seine besten Sachen sind alle in seiner Münchener Zeit entstanden, als er in dem anregenden Verkehr mit strebsamen Genossen stand, als der große Strom der universellen Kunst seinen unmittelbar fördernden Einfluß auf ihn übte. Da hat er seine großartig originellen, einzig dastehenden Schöpfungen hervorgebracht! Seitdem er sich aber in strengster Abgeschiedenheit in seinem abgelegenen, einsamen Versteck Wiedensahl verkapselt, haben wir nichts weniger wie bessere, originellere Arbeiten von ihm erhalten, im Gegentheil, er hat sich verflacht, er wiederholt sich selbst, er bringt nichts frisches, lebensprühendes mehr, trotzdem er gerade im besten Mannesalter steht — ja, man spürt eben das fühlende Pochen der Weltpulsader in den Producten seiner vollständigen Isolirung. Für den Künstler, dem eine hohe culturelle Mission übertragen wurde, also in erster Linie für den Satiriker, zu dem Busch unleugbar die bedeutendste Begabung besitzt, ist es unbedingt nothwendig,

in fortwährendem innigen Contact mit dem Strom des realen Lebens, der menschlichen Gesellschaft in allen Phasen zu sein und zu bleiben; entgegengesetzten Falles, in der Abgeschossenheit muß sein Genie, wie jedes Wachsthum verkümmern. Die Originalität verliert sich in Einseitigkeit, „in ein nothgedrungenes Ausbeuten einer künstlerischen Einseitigkeit, was in sich selbst den Keim des künstlerischen Niederganges trägt", wie v. Perfall in demselben ersten Heft der »Kunst für Alle« sagt.

Manches Genie mag allerdings durch die Zerstreuung zu Grunde gerichtet werden, aber die Isolirung wirkt sicher nicht minder verderblich. Für den irrthumsüchtigen Menschen lauert eben der 'Reinfall auf Weg und Steg. So ist denn das Goethe-Pecht'sche Evangelium auch nur ein menschliches, d. h. irrthumschwangeres.

Busch äußerte vor kurzem selbst, daß er heutzutage keinen „Antonius" mehr schreiben werde; wahrscheinlich weil er meinte, er habe nicht mehr die Schärfe dazu. Der stille Frieden der Einsamkeit hat sein Gemüth weich, seine Waffen stumpf gemacht. Aber wer weiß, was mit ihm vorgeht, da er sich jetzt mal wieder hinausgewagt hat nach — Rom —, das er selbst in seinem Briefe an Gedon so bedeutungsvoll nachdrücklich hervorhebt.

Wenn Vischer meint, daß Deutschland der Satire am meisten Stoff biete, so bin ich der Ansicht, daß es in dieser wenig beneidenswerthen Eigenschaft doch noch von einem Fleckchen Erde übertroffen wird, — von Rom. Ja es kann nirgendwo Zustände geben, die in crasserer Weise aller gesunden Vernunft, allem menschlichen Gerechtigkeitsgefühl ins Gesicht schlagen und deshalb energischer die Satire herausfordern wie dort. Wem da nicht das Herz bebt vor Entrüstung über den frivolen Widerspruch zwischen der laut gepredigten Armuth des duldenden Märtyrerthums sowie der Zuflucht aller Hülfsbedürftigen einerseits, und andererseits der sich auf Schritt und Tritt aufdrängenden Wirklichkeit der gleißenden Pracht, des unermeßlichen Reichthums eines göttliche Verehrung fordernden Herrschers, vor dessen goldstrotzenden Palästen das trostloseste Elend mitleidlos dahinsiecht, — der muß blind sein entweder auf den körperlichen oder geistigen Augen. Der Hohn jenes Widerspruchs zeigt sich zum Theil allerdings ja in der ganzen Welt, die sich mit scheinbar großer Wichtigkeit „christlich" nennt, ohne sich auch nur im mindesten darum zu kümmern, was diese Bezeichnung von ihr fordert oder ob sie dieselbe wirklich verdient, aber nirgendwo kommt das annähernd so eclatant, so aller Uebertreibung spottend zur Erscheinung wie an ihrem Haupte, wie in — Rom.

Erwarten sollte man also, daß diese unver — blümteste aller Herausforderungen den geborenen Satiriker zum Aeußersten reizen, daß er, zurückgekehrt, sich zu neuem, kräftigerem Fluge erheben werde, wie es große Landsleute, Luther, Goethe und Andere, vor ihm gethan haben. Wollte aber Jemand diese Erwartung bei Busch zu einer Forderung steigern, die

noch an ihn zur Erfüllung seiner Lebensaufgabe zu stellen wäre, so würde ein solcher sich nicht nur einer Unbescheidenheit, sondern auch einer Ungerechtigkeit schuldig machen, denn wahrlich — vollkommen zufrieden können wir uns wohl geben, wenn Busch, der Satiriker, seine Mission als abgeschlossen betrachtet; läßt sich — wie bereits gesagt — sein Antonius von Padua doch keinenfalls mehr übertreffen. Und das wird Busch im Grunde auch bei seinem oben citirten Ausspruch selbst gefühlt haben. Er hat als fleißiger Säemann des Guten vollauf genug gethan.

Und seine Saat wird zur rechten Zeit die reichsten Früchte tragen! Mögen auch Haß und Mißgunst ihre giftigen Verwünschungen und Flüche darüber hindonnern, mögen Sturm und Hagelwetter darauf herniedersausen und sie zu verderben suchen, sie wird sich ungeschädigt erheben und zu immer schönerer Blüthe gedeihen, denn die Saat ist eine urgesunde, und sie hat auf urgesundem, kräftigem Boden ihre Wurzeln geschlagen.

Wie Busch von seinen näheren Freunden geliebt und verehrt wird, davon habe ich bei der Inangriffnahme und beim Verlauf dieser meiner Arbeit viele der vollgültigsten, erfreulichsten Beweise erhalten und es war mir eine angenehme Dankespflicht, davon nach besten Kräften Zeugniß abzulegen. Es war das einstimmige Urtheil aller ihm Nahestehenden, daß er sein Inneres nicht leicht erschließt, daß er aber auch da, wo er Verständniß, wo er Gefühlsübereinstimmung gefunden, sich ganz und voll giebt und dann dem Freunde ein wahrer treuer Freund ist. Aber ihm ist nicht nur der große Wurf gelungen, im engeren Kreise sich innige Liebe und Freundschaft zu erwerben, die Saat, welche er in seinen Werken ausgestreut, hat ihm in allen Theilen der Erde begeisterte Verehrer und Freunde erworben. Und habe ich auch anfangs Klage geführt über das noch vielfach mangelnde Verständniß für ihn, so constatire ich doch mit Freuden, daß der Boden dafür in günstigster Weise vorbereitet und deshalb die Aussicht auf die Zukunft in dieser Beziehung eine zu den besten Erwartungen berechtigende ist. Denn das deutsche Volk liebt seinen Wilhelm Busch, es hat ihn, der die „deutscheste Eigenthümlichkeit, den echten Humor, verklärend und herzerwärmend" auf das Beste gehegt und gepflegt hat, in sein Herz geschlossen wie keinen Zweiten. Und widerhallend drum so weit noch deutsche Herzen schlagen, erschalle ihm, dem heiteren Sänger der trunkenen Lust, ein jubelbrausender Hochgesang:

Stoßt an! Wilhelm Busch lebe!
Hurrah hoch!
Der mit der Satire wuchtigem Hieb
Zu Paaren die Philister trieb,
Hoch Wilhelm Busch!

Stoßt an! Wilhelm Busch lebe!
Hurrah hoch!
Ja er zeigt uns, wo, verscheuchend die Nacht,
Die Sonne des Frohsinns befreiend lacht,
Hoch Wilhelm Busch!

Stoßt an! Wilhelm Busch lebe!
Hurrah hoch!
Der dem Volk gehoben den besten Schatz,
Im Herzen gebührt ihm dauernder Platz!
Hoch Wilhelm Busch!





Druck von August Bagel in Düsseldorf.

